

III.

A u f s ä t z e

aus dem

Göttingischen Taschenbuch

zum

Nutzen und Vergnügen.

III  
K. 111  
und die  
Gedächtnis und die

in der  
Gedächtnis und die



Besondere  
Achtung einiger Völker

gegen

d i e D a m e n.

Es gereicht unstreitig dem verstorbenen Grafen von Chesterfield zu nicht geringer Ehre, daß man einige seiner Grundsätze vom Frauenzimmer durch die Gebräuche ganzer Nationen bestätigt findet. Bey Beurtheilung der Proben, die wir davon geben wollen, muß man freylich alle Mahl Klima und Politur des Landes mit in Rechnung bringen, durch welche die Ausübung eines und eben deßselben Grundsatzes oft ein sehr verschiedenes Ansehen erhält. Die

Menschen können über den ganzen Erdboden keinen Widerspruch leiden; allein wo man in Göttingen sagt: erlauben sie gütigst, da schlägt man einem zu Kinspoukou hinter die Ohren.

Bei den galanten Orakeln, und selbst bei den christlichen Morlacken, dürfen die Weiber nicht mit den Männern an einem Tisch sitzen; bei den letztern schlafen sie gar vor dem Bette des Mannes auf der bloßen Erde.

Auf einigen der neuerlich von den Engländern besuchten Inseln der Südsee ist es so sehr eingeführt, daß die Frau bei den Spaziergängen des Mannes den Bündel schleppt, daß sogar ein Bedienter des Capt. Cook, der seinem Herrn etwas nachtrug, sich dadurch einige zärtliche Begegnungen von den Wilden zuzog, weil sie ihn für ein Frauenzimmer hielten.

Bei den Indianern in Guiana muß die Dame ihrem Herrn, wenn er auf die Jagd geht, die Hunde nachtragen, damit das arme Vieh nicht müde wird; und wenn sie noch jung sind, so müssen sie ihnen auch unterwegs, als ob es eigene Familie wäre, die Brust geben.

Unter den meisten Indianern haben sie die Ehre einer Verrichtung ausschließlich, die der Grund aller übrigen ist, nämlich das Feld eigenhändig zu bauen, auch die Hütten aufzuschlagen, und überhaupt die harten Arbeiten zu thun, während der Mann auf der Jagd ist oder schläft. Dabei dürfen sie keine Kindermädchen halten, sondern schleppen die Kinder überall mit, säugen sie über die Schulter, oder stecken sie, wie die Esquimaux, in die Pelzstiefel.

In Loango darf die Frau nicht anders als kniend mit dem Mann reden.

In Persien sind die Damen von der Poesie ausgeschlossen. Sie sagen, wenn die Henne kriehen will, so muß man ihr die Kehle abschneiden.

Am galantesten werden sie von den Samojeden behandelt: Sie dürfen nicht allein nicht am Tisch mit dem Manne essen, sondern er spricht, einige zärtliche Abende ausgenommen, nicht ein Mahl mit ihnen, sondern läßt sich alles an den Augen absehen. Das Abpacken der vorn auf den Schlitten gebundenen Kleider darf sie nicht von oben verrichten, sondern muß unter den Stangen durchkriechen, zwischen welche das Rennthier gespannt ist. Auch darf sie bey einer Schlittenreise niemahls zwischen zwey Schlitten durchgehen, wenn sie auf die andere Seite des Jages will, sondern muß entweder wieder unter den

Stangen durchzukommen suchen, oder um den ganzen Zug herum laufen.

Bei eben diesem Volke werden sie oft, während der Geburts-Schmerzen, gleichsam wie auf der Folter, von dem Manne befragt, ob sie keiner Untreue gegen ihn schuldig wären, welches dann die guten Frauen, um sich durch Lügen keine schwere Geburt zuzuziehen, oft treuherzig bekennen sollen. Sie haben aber von einem solchen Geständnisse nichts zu befürchten, sondern der Mann geht nur hin zu dem, den es getroffen hat, und läßt sich für den ungebeten Dienst eine Entschädigung bezahlen. Ist der Thäter ein Verwandter, so verschweigt das Weib nur den Namen, und der Mann weiß alsdann schon, bey wem er die Schuld einzufordern hat.

---

---

2.

Ueber  
die Vornahmen.  
Ein  
Beitrag  
zur  
Geschichte menschlicher Thorheiten.

---

Schon lange vorher, ehe Sterne die Entdeckung machte, daß Johann und Peter unbedeutende, und Judas und Herodotus unschickliche Nahmen waren, sannten etliche europäische Nationen darauf, ihren Kindern bessere Nahmen zu geben, oder vielmehr in den heroischen oder jüdischen Modenahmen, die Denkungsart ihrer Zeiten zu erhalten. In Italien war im

sechszehnten Jahrhundert der herrschende Geschmack, die Vornahmen aus dem berühmten Roman von der runden Tafel zu wählen, und es fand sich kaum ein großes Geschlecht, das nicht einen Lancelot, Percival, Meliandus, Galwin, oder Galeotto, unter seine Vorfahren oder Descendenten zählte. Wer die Stammtafeln der Häuser Este, Doria, oder Visconti mit diesen Gedanken ansieht, wird ohne Mühe noch mehr Ritternahmen von der runden Tafel finden. Diese Sucht war auch bey den niedern Ständen so eingerissen, daß die Geislichen alle Mühe hatten, christliche Nahmen wieder in Gang zu bringen. Sie schrieben lange Nahmenverzeichnisse von männlichen und weiblichen Heiligen, zum Besten ihrer Pfarrkinder, und man hat verschiedene Bücher aus solchen Zeiten, welche von den Nahmen handeln, die man

Kindern in der Laufe mit gutem Fug beylegen könne. Vielleicht sind aus diesen Büchern, die ehemahls so zahlreichen Akademischen Streitschriften, von gelehrten Hansen, und berühmten Heinrichen entstanden, und vielleicht hatten einige von diesen Verf. das unerkannte Nebenverdienst, einen ungerechter Weise verdächtigen Nahmen, ihren Landesleuten, durch einleuchtende Beyspiele annehmlich zu machen.

Im vorigen Jahrhundert, unter der Regierung Carl I. verfielen die Independenten, Millenarier, und andere damahls in England herrschenden Secten, auf eine andere Vizzarrerie mit den Bornahmen. Sie verwarfen nämlich solche Benennungen, wie Henrich, Wilhelm und Eduard, als heidnisch, auch viele Nahmen des neuen Testaments, Thomas, Andreas,

Johann, die doch selbst Apostel geföhret hatten, waren ihnen immer noch zu weltlich. Zerubabel, Habacuc, Haggai, waren ihre liebsten Nahmen. Brome, der um diese Zeit eine Reisebeschreibung durch England schrieb, sagt, daß Cromwell bey seiner Armee alle Nahmen des alten Testaments erschöpft habe, und daß seine Officiere die genealogischen Kapitel der Bibel zu ihren Musterrollen brauchten. Einige dieser Leute gingen noch weiter, und gaben ihren Kindern andächtige Sentenzen und Sprüche statt der Nahmen: wie z. B. Halte fest im Glauben, Gott getreu, Sey standhaft, Weine nicht. Unter andern ward damahls ein gewisser Borebone, wegen seines großen Nahmens mit Recht berühmt. Er hieß: Wäre Christus nicht für mich gestorben, so wäre ich verdammt Borebone.

Dieser Name war doch damals schon vielen zu lang, und er hieß gewöhnlich abgekürzt, *Damn'd Barebone*, verdamnter B. Viele von diesen Schwärmern, waren die ersten Anbauer von Neu-England, diese trieben die Sucht zu den Namen des alten Testaments noch weiter. Sie fanden nämlich eine besondere Andacht darin, am Bache *Kidron*, im Lande *Gosen*, in *Salem* und *Ephrata* zu wohnen. Deswegen führen so viele Dörfer in diesem Lande jüdische Namen, und dieser Städte sind so viel, daß man zuweilen glauben möchte, in *Palästina* versetzt zu seyn, wenn man nicht mitten unter diesen auch die Namen *Fairfield*, *Maidenhead* und *Hackinsack* und die Ströme *Brandywine* und *Cassas* fröh fände.

---

---

Vergleichung der Mahleren  
auf einem  
Schmetterlings-Flügel  
mit einem  
Meisterstück in Mosaischer Arbeit.

---

Wir haben verschiedener Ursachen wegen die Fortsetzung der Betrachtungen über das Weltgebäude dieses Jahr ausgesetzt und geben dafür einige andere über einen minder großen Gegenstand zu gleichem Endzweck. Wer astronomische Betrachtungen des andächtigen Erstaunens und des Gefühls von Unbedeutlichkeit unserer und unserer Werke wegen liebt, die sie in

ihm erwecken, der wird auch diesen Aufsatz nicht ganz ohne Unterhaltung lesen. Unser Sonnensystem verschwindet, verglichen mit dem uns übersehbarern Theil des unermesslichen Raums, so wie die höchste menschliche Kunst, auch unter der vortheilhaftesten Vergleichung, gegen die vergänglichsten Werke der Natur. Jenes aus dem großen Ganzen weggerückt, würde eine Lücke in ihm zurücklassen, derjenigen ähnlich, die ein dem Gestade des Weltmeeres entwendetes Sandkorn in demselben zurückließe, und das größte Kunststück musivischer Arbeit gegen den Flügel eines Schmetterlings gehalten, deren die Natur in einer Sommerstunde tausende formt und von uns unbewundert und ungesehen wieder einschmelzt, ist, selbst nur Oberfläche gegen Oberfläche verglichen, schändes Kinderspiel.

Unter mosaischer oder musivischer Arbeit verstehen wir hier bloß diejenige Art von Malerey, da man die verschiedenen Farben der Gegenstände, durch schickliche Zusammensetzung von Stückchen farbigen Marmors, Glases oder gebrannten Thons nachzuahmen sucht. Bey Malereyen, denen das Auge nicht sehr nahe kommen kann, als z. E. an Gewölben von Kirchen, oder an Decken hoher Säle, können diese Stückchen Stein von beträchtlicher Größe genommen werden, ohne daß dadurch eine unangenehme Härte in den Uebergängen von Licht zum Schatten erfolgte. Hingegen bey Gemälden, die man für das nahe Auge verfertigt, müssen sie sehr fein genommen werden. Das Verfahren ist dabey ungefähr folgendes. Der Künstler schneidet sich aus Glas oder Marmor von allerley Farben subtile Stifchen von der

Diecke einer feinen Nadel, überzieht alsdann eine Metallplatte mit einem Kitt, der, wenn er vöslig trocken wird, eine Steinhärte annimmt. So lange er noch weich ist, entwirft er seine Zeichnungen darauf, drückt alsdann die Stifchen nach den gehörigen Mischungen, eins dicht am andern, hinein, — und verfertigt gleichsam eine Art von Stickeren, nur mit dem Unterschied, bey Stickeren erfordert jede Farbe ihren eignen Faden und hier muß jeder Stich mit einer neuen Nadel geschehen. Ist nun die ganze Masse hart, und Kitt und Stifte wie in eins gebacken, so wird die obere Fläche abgeschliffen und polirt, da denn das Ganze wie in Marmor gewachsen aussieht. Unstreitig ist dieses unter allen Arten von Mahleren die dauers hafteste, allein auch gewiß die mühsamste. Ein Gemählde, das ein geschickter Künstler

mit Oehlſarbe an einem Tage vollenden könnte, erfordert hier ganze Jahre Zeit, und die Anzahl der Stifte in einem ſehr bewunderten Stück zu Rom, von welchem Kenſler redet, enthält 125000 Stifte im Quadratfuß, oder mit 144, der Anzahl der Quadratzolle im Quadratfuß, dividirt, 868 im Quadratzoll. Die Arbeit bey dieſer Malterey wollen wir hier zur Vergleichung wählen. Ein engliſcher Naturſenker, der ſich nicht genannt hat, aber ſeine Verſuche mit großer Genauigkeit beſchreibt, ſchnitt aus Papier ein kleines Quadrat aus, deſſen Seite genau  $\frac{1}{4}$  Zoll betrug, dieſes leimte er auf die untere Seite des obern Flügels von einem ſo genannten Pflaumen-Schmetterling, und ſchnitt nun nach dieſem Stückchen Papier ein gleich großes Stück des Flügels aus. Auf dieſem kleinen Quadrat zählte er unter dem

Mikroskop 70 Reihen der kleinen Schuppen, durch die dasjenige in der Malerey des Flügels dieses Insectes ausgerichtet wird, was man durch die Stifte im Musivischen Gemälde zu erhalten sucht, und 90 Schuppen in jeder Reihe, also auf dem ganzen Quadrat 6300. Da nun dieses Quadrat der sechszehnte Theil des Quadratzolls war, so würde ein Quadratzoll von diesem Flügel 100736 Schuppen auf einer Seite enthalten, und auf diese Weise verhielte sich die Feinheit der Malerey in diesem Schmetterlings-Flügel zu der in einem bewunderten Werke des neuen Roms wie 568 zu 100736 oder wie 1 zu 116. Nun hat man aber alte römische Fußböden entdeckt, die mit Steinchen eingelegt sind, deren etwa eins ins andere gerechnet 11 auf einen Quadratzoll gehen. Die Arbeit an einem solchen Fußboden

wäre also nur 79 Mahl größer als die am Gemälde, da die am Gemälde 116 Mahl größer ist als die am Schmetterlings-Flügel. Doch so steht die Sache noch nicht im stärksten Licht. Es ist bekannt, daß die Flügel des Schmetterlings, bald nachdem er ausgekrochen, viel kleiner sind, als nachher, ob sie gleich ihre völlige Größe sehr bald erreichen. In dem kleinern Raume haben sie aber dessen ungeachtet die ganze Anzahl Schuppen, und folglich ist da die Malerey noch viel feiner. Weil die Zeit dieses Zustandes sehr schwer abzuwarten ist, so hat man nur nöthig, die Puppen täglich anzusehen, so wird man einige Tage vorher, ehe der Schmetterling auskriecht, schon durch die durchsichtige Decke den ganz entwickelten Flügel erblicken. Alsdann kann man die Puppe öffnen und die Beobachtung anstellen. Auf

einem solchen Flügel fand der englische Naturkennner die Malererey  $9\frac{1}{4}$  Mal kleiner als auf dem völlig ausgewachsenen, das heißt, es würden 931808 Schuppen auf einen Quadratzeß gegangen seyn, und die Feinheit der Arbeit bey dem römischen Gemälde verhält sich also zu dieser wie 1 zu 1073. Weiter darf man die Vergleichung nicht treiben, denn nur noch einen Schritt, so fällt alle menschliche Kunst hin, und man schämt sich der Verwegenheit, sie gewagt zu haben. Man braucht keine starke Vergrößerer, um das Unregelmäßige in der Form der Stifte sowohl, als ihrer Lage, und in dem zwischen ihnen enthaltenen Ritt, bey einem musivischen Gemälde zu entdecken; hingegen muß unser bloßes Auge erst Vergrößerungs-Gläser zur Hand nehmen, um die wundervolle Ordnung in den Schuppen des Schmetz-

terlings-Flügel, dessen Farbenzüge tausende für den ganzen Endzweck halten, zu erkennen. Zerstört man diese Schönheit durch Vergrößerung, so steigt aus ihrer Hülle wieder eine neue hervor, Schönheit einzelner Theile, ihrer Form und Fibern, und auch hier würden wieder neue hervortreten, wenn unsere Gläser hinreichten, die Decke abzuziehen, die sie verhüllt. Doch wir brechen ab, und überlassen das fernere Detail der Vergleichung dem Leser selbst, und geben nur noch eine kleine Tafel, ihm die flüchtige Gegeneinanderhaltung zu erleichtern. Mit dem Worte Farben-Punkt haben wir hier bezeichnet, was zwar jedem an sich verständlich seyn wird, aber doch eigentlich bey dem römischen Fußboden schicklicher mit Würfel, bey der Massivischen Arbeit mit Stift, bey dem Schmetterling mit Federchen oder

Schuppen und in der Stickeren und gewürkter Arbeit durch Stiche und Fäden hätte bezeichnet werden müssen.

Ein Alt römischer Fußboden	—	{ 11	}	Farben= Punkte in einem
Ein Neu römische Gemähde	—	868		
Eine schöne gewürkte Tapete	—	273	}	Qua= rats Zoll.
Die feinste Stickeren	ent= hält	484		
Ein Flügel des vollen= deten Schmetter= lings	—	100736	}	
Der Flügel eines aus der Puppe ge= schnittenen.	—	931808		

William Crotch,  
das  
musikalische Wunderkind.

Beispiele von äußerster Perfektibilität und Corruptibilität der menschlichen Natur sowohl, als großer scharf bestimmter Anlagen im Menschen, sind, so wie sie die vorzüglichste Aufmerksamkeit des Philosophen verdienen, auch zum Glück das, was auch die gemeinsten Seelen aufmerksam macht. Die Betrachtungen, zu denen sie Anlaß geben, ließen sich sehr vervielfältigen; wir wollen nur ein Paar hersetzen. Es gibt Moden und Sitten, die nur eine Woche dauern, andere leben Monate durch, an-

dere Jahre, viele unter dem Namen  
Schlendrian Jahrhunderte, und andere,  
von denen der Grund tiefer liegt, können  
Jahrtausende dauern. Vielleicht ist alles,  
was wir jetzt von menschlichen Fähig-  
keiten wissen, noch immer ein sehr kleiner  
Kreis in welchen uns politische und reli-  
giöse Rücksichten, falsche Demüthigung vor  
dem Alterthume und Erziehung zu einem  
eingebildeten Zweck, einschließen. Stände  
die Welt noch eine halbe Million Jahre  
hin, so wäre die Zeit, die sie gestanden  
hat, gerade was eine Stunde in dem Le-  
ben eines Menschen ist. Aus der Art oder  
Unart dieser Stunde läßt sich wenig oder  
nichts für künftige Fähigkeiten herleiten,  
und was Erziehung im Menschen vermag  
läßt sich nicht bestimmen. Als die Mut-  
ter des großen Mengs mit ihm schwanz-  
ger ging, pflegte der Vater öfters zu sa-

gen, wenn dieses ein Junge wird, so soll er das Mahlen lernen, soll Raphael heißen und soll auch ein Raphael werden. Es ist alles eingetroffen. Wenn Künste und Wissenschaften nur überall ein so bares, unausbleibliches Lob erhielten als Lustspringen, wenn die Lehrer Anlagen des Geistes und Richtungen der Fähigkeiten dort so leicht entdecken könnten als hier, wenn Gefühl für Ehre, Ruhm und Unsterblichkeit so sehr geschärft werden könnte, als das für das Klatschen einer gaffenden und liebenden Menge, und beym Künstler und Gelehrten das ganze Leben eine Übung ihres Geschäftes würde, als wie beym Lustspringer, gerechter Himmel, was für Sprünge würden wir nicht thun? Ferner, wie weit sich die Anlagen im Menschen erstrecken können, ist eben so ungewiß. Wer ihnen schon Gränzen in

seinen Gedanken gesetzt hat, wird vielleicht, wenn er nachstehende Geschichte des musikalischen Kindes liest, sich gendthigt sehen, sie wieder weiter hinauszurücken.

Dieses außerordentliche Kind, Namens William Crotch, ist der Sohn von Michael und Isabella Crotch, und zu Norwich am 5ten Julius 1775 geboren. Der Vater, ein sänreicher Zimmermann, verfertigte sich zum Zeitvertreib eine Orgel, die er in seiner Stube aufstellte, und diesem Umstande hat man die frühe Entdeckung des musikalischen Geistes dieses Kindes zu danken. Denn eine gewisse Frau Kullmann, die zu Norwich mit dem größten Beyfall in der Musik Unterricht ertheilt, war sehr bekannt mit den Eltern des Kindes, kam öfters zu ihnen und spielte alsdann auch gemeinlich auf der Orgel und sang dazu.

An einem Abend, es war um die Mitte des Augusts 1777, als eben Frau Kullmann sehr lange spielte und sang, und der Junge auf seiner Mutter Schooß dabey saß, fing er an ungewöhnlich unruhig zu werden. Die Mutter, die nicht begreifen konnte, was die Ursache davon sey, dachte endlich, es stäche ihn eine Nadel und kleidete ihn sogar aus, um die Stelle zu finden, allein sie fand nichts und alles war vergeblich. Indessen, als er zu Bette gebracht werden sollte, und man ihn an der Orgel vorbenrug, streckte er seine kleinen Arme darnach aus, und dieses mit so vieler Hitze, daß ihn Frau Storch, ob es gleich um diese Zeit war, vor die Claves niedersetzte, die er auch gleich, und, wie sie sich nachher erinnerte, mit einer Art von Entzücken schlug. Sie ließ ihn einige Minuten spielen, und nahm ihn alsdann

weg, weil sie alles für die gewöhnliche Kinderlaune hielt, und legte ihn zu Bette, das er auch nun willig geschehen ließ. Den folgenden Morgen, als Frau Crotch nach dem Markte gegangen war, hielt Hr. Crotch das Kind, und brachte es an die Orgel und ließ es spielen. Allein wie sehr erstaunte er nicht, als er Zusammenhang und Ordnung in dem Spiele des Kindes bemerkte, es waren ganze Zeilen aus den Liedern God save the King und Let ambition fire the mind. Das erstere hatte der Vater mehrmahls in des Kindes Weysen gespielt, das letztere Frau Luffmann. Als die Mutter nach Hause kam, konnte sie die Erzählung von den Wundern ihres Kindes nicht glauben, allein der kleine William ließ sich gleich in ihrer Gegenwart zum zweyten Mal hören und überzeugte sie völlig, und von dieser

Zeit durfte er spielen, so lange und so oft er Neigung hatte.

Nunmehr war er zwey Jahr und drey Wochen alt, und alles was ner in Norwich spielen konnte oder Geschmack an Musik hatte, lief nach seinem Hause. Er spielte fast jeden Tag, lernte mehrere Stücke, und fing nun an, mitunter etwas von seiner eigenen Composition einzumischen. Alles, was er zusetzte, war sehr harmonisch, denn jeder Mißklang erregt bey ihm Widerwillen. So spielte er in vielen öffentlichen Asseembleen in Norwich bis in den November, da ihn die Mutter nach Cambridge brachte. In dieser Stadt spielte er auf allen Orgeln sowohl der Kirchen als der Collegien nach der Reihe herum, zum größten Erstaunen der dortigen Gelehrten und Kenner. Im Decem-  
ber wurde er endlich nach London ge-

bracht, spielte aber nicht eher öffentlich, als bis er sich vor beyden Königl. Majestäten und der Königl. Familie hatte hören lassen, denen er am 7ten Februar 1779 durch Lady Hertford im Pallaste der Königin vorgestellt wurde. Hier erhielt er allen nur erwünschten Beyfall und ließ sich den 26sten darauf in der Königl. Schloß-Capelle zu St. James, nachdem der Gottesdienst vorüber war, noch ein Mahl auf der großen Orgel in Gegenwart des Königs und der Königin hören.

Von dieser Zeit an spielte er alle Tage zwischen Eins und Drey öffentlich in einem Hause in Piccadilly. Ein guter Beobachter, der sein Spiel am 26sten April mit angehdrt, ertheilt davon folgende Nachricht: Der junge Crotch ist jetzt drey Jahr und acht Monath alt, ist ein munterer, thätiger Junge, hat eine angenehme Ges-

sichtsbildung, schöne blaue Augen und ein  
Flachshaar. In der Mitte des Saals  
an der Wand steht seine Orgel auf einer  
kleinen 2 Fuß hohen Bühne, um die man,  
nach dem Zimmer zu, einen halben Cir-  
kel von Eisen gezogen hat, der den kleinen  
Tonkünstler von der Gesellschaft absondert  
und ihm auf seinen Sitz Sicherheit gibt.  
Auf der Bühne vor der Orgel steht ein  
Armsessel und auf demselben ein kleiner,  
geflechtener Stuhl, den die Mutter mit  
einem Schnupftuch am erstern fest bindet,  
damit er nicht mit sammt dem Virtuosen,  
der in den kurzen Zwischenräumen, da er  
nicht spielt, oft allerley seltsame Streiche  
macht, herunterfällt. Vor ihn hin setzt  
man gemeinlich ein Buch, so daß es den  
etwas entfernten Zuhörern vorkommen  
muß, als spiele er von Noten, es ist  
aber oft weiter nichts als ein Magazin

oder sonst ein Bilderbuch, auf welches er seine Augen richtet und womit er sich unterhält, indessen er fremde Sachen oder eigene Phantasien spielt. Ja, während als er spielt, lacht er oft, plaudert und sieht sich nach den Leuten um, immer mit seinen kleinen Händen geschäftig auf dem Clavier, und das so unbekümmert und mit so vieler Gleichgültigkeit, daß es aussieht, als wüßte er selbst nicht, was er thäte.

Sein Geschmac̄ ist für feyerliche Musik, hauptsächlich Kirchen = Musik. Sobald er ein regelmäßiges Stück oder einen Theil von einem, oder auch ein Paar kleine Phantasien von seiner eigenen Erfindung gespielt hat, so hört er auf und da ist er oft ein muthwilliger Zunge. Die Gesellschaft gibt ihm alsdann gemeiniglich Kuchen, Apffel, Drangen oder sonst etz

was, um ihn wieder zum Spielen zu bringen, aber es hält schwer, ihn zu bewegen, gerade das Stück zu spielen, das man verlangt, man müßte dann seinen kleinen Stolz rege machen und ihm zum Beispiel sagen, man glaube, er könne es nicht, oder habe es vergessen. Dieses Mittel schlägt selten fehl und gemeiniglich spielt er das Verlangte alsdann mit neuem Feuer.

Nachdem er damahls über eine Stunde gespielt hatte, bath er, man möchte ihn auf die Erde lassen, und ihm ein Stück Kreide geben. Mit diesem legte er sich hin und zeichnete ein groteskes Gesicht auf den Boden des Zimmers. Seine Mutter sagte, es gleiche einem alten Grenadier, den er dem Morgen im Park gesehen hätte. Ueberhaupt ist sein Talent, nachzuahmen was er sieht und hört, sehr

stark. Auch verdient bey einem solchen Kinde, dessen Gedanken und Ausdrücke man nicht genau genug sammeln kann, Folgendes bemerkt zu werden. Eine Dame gab ihm eine ungewöhnlich dicke Orange, diese sah er eine kurze Zeit mit Bewunderung an und sagte: Ach das ist eine doppelte. Einige Leute sagen, er sey eigensinnig. Es ist wahr, er will nicht immer die ganze Zeit ununterbrochen durch spielen, da die Gesellschaft da ist: allein ist es nicht vielmehr zu bewundern, daß ein solches Kind, mit dem man noch nicht räsonniren kann und welches zwingen zu wollen Grausamkeit seyn würde, doch noch allemahl spielt, so oft die Gesellschaft kommt. Noch fügt dieser Verfasser hinzu, daß, wenn Jemand mit der rechten Hand etwas auf der Orgel spielt, es sey was es wolle, er gleich

mit seiner Linken aus dem Stegreif den Maß dazu spiele.

Andere Nachrichten, die uns von Freunden zugekommen sind, enthalten außer Einigem von dem, was wir bereits angezeigt haben, noch dieses: Er spiele alles nach, was er Ein Mal gehört habe, und oft mit Variationen, und sey in diesem Stücke von einigen der größten Meister geprüft worden; er sey von sehr schwächlicher Gesundheit und daher nicht immer aufgeräumt; er könne zwar gleich alle Töne nennen, die man ihm anschlage, aber doch bezeichne er die halben nur mit Halbtönen; er ergötze sich sehr oft mit der Kindertrommel.

Das Schattenbild, wovon wir eine Copie hier beygefügt haben, soll ihm sehr ähnlich seyn. Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß die fast kugelförmige

Gestalt des Oberkopfs von den Haaren herrührt, die die Engländer ihren Knaben nach allen Seiten am Kopfe herunter kämmen, und die da, wo sie gestümpft werden, zum Veyispiel bey der Stirne, eine Krümmung nach innen zu annehmen, die kleiner ist als die vom Kopf, und eine solche Ründe im Schatten verursachen. So viel wir wissen ist er jetzt (August 1779) noch immer wohl auf, und wird vermuthlich eine Reise nach andern Ländern machen.

So eben, da der erste Bogen dieses Aufsatzes bereits abgedruckt ist, ertheilt uns Jemand, der das Kind im März gesehen, noch mündlich folgende Zusätze, aus eigenen Beobachtungen.

Ein Frauenzimmer sang eine ihm ganz unbekante Arie in seiner Gegenwart zwey Mahl, und bey dem zweyten Mahle

accompagnirte er ihr auf dem Clavier vortreflich. Mitten im Spielen rief er auf einmahl: Nein! Nein! und gab den Ton an, den das Frauenzimmer aus Versehen wirklich verfehlt hatte.

Was seine Fähigkeiten dem Beobachter so auffallend macht, mehr als sich ausdrücken läßt, ist, daß er, so bald keine Musik ins Spiel kommt, so völlig ein Kind in allem übrigen ist, als irgend eines aus einer gemeinen Kinderstube.

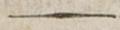
Eine Katze scheint ihm, nächst der Orgel und dem Clavier, die größte Unterhaltung zu gewähren. Diese darf wohl nicht befürchten, viel von ihm gezwickt zu werden.

Er soll jetzt zum Doctor Musices creirt worden seyn.

Es läßt sich oft in seinen Mienen und der Art, womit er die Claves be-

rührt, ein Ausdruck von der Leidenschaft  
sehen, auf deren Erweckung das, was er  
spielt, abzweckt.

Wir haben diese Bemerkungen ganz  
verschiedener Beobachter mit Fleiß alle  
hergeseht, unbekümmert, in wie fern sich  
manche darunter widersprechen mögen.



## Ueber die Kopfzeuge.

Eine Apologie für die Frauenzimmers  
Moden und ihre Abbildungen im  
Calender.

Es ist eine ganz bekannte Sache (und wer es nicht glauben kann, darf nur den englischen Zuschauer nachschlagen), daß ein großer Theil des jetzt gesitteten Europa ehemahls zwey Republiken ausmachte, deren eine bloß aus Damen, die andere bloß aus Chapeaux bestand. Außer einer ewigen Off- und Defensio-Allianz, hatten sie noch aus weisen Absichten eine jährliche Gränz-Begehung festgesetzt, bey welcher sich alles einfand, was nur einigermaßen Gränzen begehen konnte. Die Zeit, da dieses allemahl geschehen, ist nicht ganz

gewiß, einige glauben im Februar andere im Julius. Wäre das erstere, so ließe sich aus diesem Gebrauche vielleicht der Ursprung des Carnavals, so wie aus dem letztern der Brunnen-Besuche unserer Zeit erklären. Genug man spielte, schmaußte und tanzte ganzer 8 Tage. Die unvermeidlichen Früchte einer Zusammenkunft wurden bey einer der folgenden getheilt; die Damen lieferten den Chapeaux die Knaben ab, und die Mädchen behielten sie für sich, und nachdem man wieder für künftige Theilungen gesorgt hatte, zog man seiner Wege, und sah sich das ganze Jahr durch nicht wieder. Die 51 Wochen über, da man für sich allein war, ging es arg zu. Die Männer kämmten sich nicht, rasirten sich nicht und wuschen sich nicht. Die Nägel wuchsen ihnen Zoll lang, und die Kleider kamen ihnen nicht vom Leibe,

wenn sie nicht etwa von selbst abfielen. Der größte Schnurrbart hieß das größte Genie, und wer 500 Pfund aufheben konnte, hieß Magnus. Bey ihren Rathesversammlungen wurde nicht viel argumentirt, sondern zugeschlagen, einem eine Rippe knicken hieß einen zum Schweigen bringen, einem die Nase einschlagen einen platt setzen, und die Minorität unterschied sich gemeiniglich durch Zahnlücken, zugeschwollene Augen und blutige Köpfe.

In der Damen-Republik ging es nicht viel besser her. Im 8ten Jahre singen Mädchen von Stand an sich nackend zu boxen, Lanzen zu schwenken und Carrousel zu reiten. Alle Tage gabs Duelle, und sein Mädchen erlegt zu haben war ein Ehren-Titel bey Hofe. Schwambafftes Errbtthen war bey ihnen so selten, als jetzt bey den Manns-Personen, an Schminke

wurde gar nicht gedacht, es hätte denn das warme Blut eines erlegten Feindes seyn müssen. Da waren keine Federn, keine Perlen und keine Haarnadeln, die Arme trugen noch keine Halsbändchen, und die Füße noch keine Masken von Gold. Eine Schmarre, die Ohr und Lippe in eins zog, übertraf alle Werke der Schere und Nadel, der neuern Zeit; wenn ja ein Band und ein Arm zusammen kamen, so trug das Band den Arm, und was konnten brodirte Schuhe in einem Staate nützen, wo ein hblzernes Bein die größte Zierde war? Allein so tapfer auch dieses vor treffliche Volk gewesen war, so hätte doch einmahl nicht viel gefehlt, daß es nicht böllig von einem mächtigen Feinde über den Haufen geworfen worden wäre. Die Geschichtschreiber sind nicht recht eins was eigentlich die Ursache war. Einige

behaupten, verschiedene Mitglieder des Staats-Raths hätten Vapeurs gehabt, und andere, die Generalissima aller Armeen wäre mit Zwillingen niedergekommen, gerade in der Nacht, da der Feind das Lager stürmte. So viel ist gewiß, es wurden 8 bis 10 Vademütter wegen geheimer Correspondenz gehenkt, und die Köpfe des halben Conseils auf Stangen gesteckt, das half aber alles nichts, es folgte eine Niederlage auf die andere. Kurz, die Damen waren genöthigt, das Volk der Chapeaux um nachdrückliche Hülfe anzuflehen. Diese erschienen auch, rauh wie die Bären, unrasirt, und ungekämmt und mit Zoll langen Nägeln. Von Anfang lagerte sich jedes Heer besonders, doch so, daß der rechte Flügel der Chapeaux unmittelbar auf den linken der Damen stieß, aber man fand bald, daß der linke Flügel

der Chapeaux und der rechte der Damen etwas über allzu große Entfernung zu murmeln anflugen, und daß sie eben so gut wären als andere Leute, und vielleicht wohl gar besser, und was dergleichen mehr war. Mit einem Wort, es mußte beschlossen werden, die Truppen zu mischen. Dies geschah, und die Folgen waren erstannenswürdig, und wichtiger als selbst die Weisesten voraus gesehen hatten. Man murmelte nicht allein nicht mehr, sondern man fecht wie die Löwen. Sieg zog vor dem gemischten Heer her, Triumph folgte seinen Schritten, und goldene Beute regnete, wo es ging. Am Abend wurden die Siege gefeyert, wie ehemahls die Gränz-Begehungen; man trank, tanzte und spielte. Die Mädchen strichen den Bären die Haare aus den funkelnden Augen, und schnitten ihnen die häßlichen, oft hinder-

lichen Härte und die gefährlichen Nägel ab. Und bey mehr gelassenem Spiel hingen wiederum die Chapeaux den Mädchen um, was sie Niedliches und Schönes erbeutet hatten, zupften die Federn aus den buschichten Helmen der Erschlagenen, und steckten sie Ihnen in die Haare, und die Schdnste ging gemeiniglich am meisten behangen und befiedert weg. Als die Mädchen fanden, daß dieses Poffen-Spiel ihren Liebhabern gefiel, so banden sie sich nun selbst die Federn auf, knüpfsten sich selbst die Haare, und das Alles schon am nächsten Morgen, mit ihren subtileren Fingern, viel niedlicher als ihre berauschten Galans mit ihren frisch entwaffneten Tazen am vorigen Abend. Das ganze weibliche Corps wetteiferte endlich auf diese Weise um den Neid ihres eigenen und den Beyfall des andern Geschlechts. Einem Ge-

sichte (denn nun fing man an Gesichter deutlich zu sehen) Abwechslung zu geben und es durch die Nachbarschaft winkender und trotztender Federn und planmäßiger Unordnung wieder zur bloßen Klarheit herabzustimmen, und zu einem Theil zu machen, was das Ganze und das Einzige zu werden anfing, wurde nun an diesem Puzze, denn so nannte man es, bald abgeändert, und bald zugesetzt, immer unter der Genehmhaltung des Geschmacks der Männer, für welche, und eigentlich zu reden, von welchen diese Rüstung allein erfunden worden war;

Wie aus dieser Republikanischen Mischung am Ende alles entstanden, was in der Gesellschaft Herrliches und Großes ist, wie bald Puz, bald Titel, bald Wig, bald Verdienst, bald Ruhm die Mittel wurden zu gefallen, das übergehe ich hier,

auch wie männliche Damen sich wie Männer, und weibliche Männer wie Damen kleideten, um Männern und Damen zu gefallen, daraus die Amazonen-Habite, oder wie sie unser Pöbel mit einem Plautinischen Wort schicklicher nennt, Amazons-Habite entstanden, wovon das eine Hermaphroditen-Geschlecht mit Federhut und Reitweste beym Weiberrock, noch jetzt lebt; das umgekehrte aber mit Stiefeln, ledernen Beinkleidern, bey Kopfzeug und Saloppe ausgestorben ist. Zu meinem Endzweck ist hier genug; Es waren Männer, die den Damen die Kopfzeuge aufsetzten, und es sind Männer, für die sie allein getragen werden, und ohne deren Beyfall sie keinen Tag bestehen können. Männer bauen die Kopfzeuge der Damen, wie die Seele ihren Körper, ist Mancher nicht mit seinem Kopfzeug zufrieden, so

muß er bedenken, daß es Tausende eben so wenig mit ihren Körpern sind. Wenn ich daher ein Mädchen sehe, das unter der Last eines schweren Kopfschmuckes noch immer die Gutmüthigkeit des leichtesten Negligees im Gesicht beybehält, so fallen mir immer die Weiber von Weinsberg ein: Sie würde so ruhig nicht daher gehen, denke ich, wenn sie nicht wüßte, daß Sie ihren Gemahl schleppete. Was, frage ich, was kann also für einen Almanach schicklicher seyn, als ihm Muster von dem vorzusetzen, was hierin bey den Geschmackvollsten unter uns und unsern Nachbarn die Jahr=Probe ausgehalten hat? Seit dem die Menschen nicht mehr nackend gehen, und Physiognomik die Lieblings=Wissenschaft der Zeit geworden ist, hat die Beobachtung überdieß auf dem einzigen jetzt nackenden Fleck von Bedeutung dem

Gesicht mehr Stärke zusammen gezogen als er verträgt. Bey der Ueberschwemmung des Uebrigen durch Wand, Linnen und Seide hat sich Alles auf das einzige Trockene, das Gesicht, gezogen. Es war also nöthig, dort durch den Blick der Diamanten und das Schwanken und Nicken der Federn dem Auge eine unschuldige Diversion zu machen, und diesem Fleck so viel Veränderlichkeit zu geben als möglich. Dem Himmel sey Dank, daß wir die Mode aus einem Wege herausgeleitet haben, auf dem sie ehemahls mit mächtigen Schritten fortzugehen schien. Cronegk weis- sagte: beydes, die obere Gränze des Schnür- leibes und die untere des Rocks würde sich gegen die Mitte zusammenziehen, und sich endlich dem Feigenblatt unser aller Mutter wieder nähern, aus welchem beyde entstanden waren. Seine Weissagung ist

nicht eingetroffen. Welche Bilanz für die Tugend im Jahr 1780! Worauf können unsere Almanache stolzer seyn? Haben wir nicht die nackenden, unzüchtigen Uderlaßmännchen ~~w~~gelassen? Kein Festtag erscheint mehr roth, aber dafür die bewegliche Festlichkeit jedes Pous, der alte so wohl als neue Stil aller Chignons, und die Verflüsterungen des schönsten Gegenstandes der Natur durch grüne, weiße und schwarze Schleyer, in Ekstasie. Was ist dem Geschöpfe, unter dessen größte Vorzüge gehört, sich ermorden und putzen zu können, wichtiger? O Phbbe selbst, ohne ihr Silber=Gewölb, wäre eine bloße Kahlköpffin. Lieber eine Donnerwolke als nichts. Wenn Weib, wie ein großer Schriftsteller sagt, der schönste Name der Natur ist, was ist ein gepuztes Weib! — — Kleider=Ordnungen für

Damen mögen ökonomisch seyn, aber menschlich sind sie nicht. In diese Mystéria muß sich keine Regierung mischen, als die Regierung der Liebe, und wenn sie es thut, so ist es, wenn nicht alle Menschenkenntniß trägt, bloß von einem König zum ändern. Setzt Euren Damen auf, was ihr wollt, und was Sie wollen, aber entscheidet nicht für Jahrzehnte, wo ihr vergessen seyn werdet. Es ist ein Vergnügen selbst für den Philosophen, zu sehen, wie Damen-Putz von Null zu Tausend wächst und wieder fällt. Selbst Lambert würde die Schlangen-Linie der Mode mit Vergnügen construirt haben. Keinen Pfennig werth bey unser aller Mutter, wuchs der Schmuck selbst eines Isländischen Mädchens für Hr. Banks zu 120 Thaler, und bey einer englischen Dame am Geburtstage des Königs zu

780000 \*). Ist das nichts? Kein Wink der Natur? Kein Bedürfniß der Männer, die von dem allen die Endursache sind? Und wie, wenn die Damen fragten: habt ihr denn keine eitle Moden, und noch dazu solche, die wir, die ihr anbetet, nicht einmahl von euch verlangen? Was sind dann eure Hüte und eure Haarbeutel, deren Fläche so wohl als Gewicht immer gleiche Summe ausmachen? Als sich eure Hüte zu einem Calotichen zusammenzogen, könnten sie sagen, breitete euer Haarbeutel seine Flügel über den ganzen Rücken aus, und jetzt, da euer Hut zum aufgezäumten Regenschirm anschwillt, schwindebet euer Haarbeutel jämmerlich zusammen, und verpuppt sich zur Zopfgestalt, vermuthlich, um nach wenig Jahren wieder

\*) 130000 Pfund Sterling. In Paris haben sich jetzt wenigstens die Dimensionen der Kopfzeuge sehr merklich vermindert.

als vollkommenes Insekt, wie ihr, sich im Licht unserer Vickenide zu sonnen. Wie? Und was ist denn euer tausendfacher Eil und eure OrdoKraft anders als eisser Putz? Hat nicht mancher Schriftsteller unter euch seinen Ruhm einem Pet en Pair und einem Pouf à l'Angloise zu danken? Was sind euere Schuhschnallen anders als Kutschen-Geschirr? Recht gut, könnten sie fortfahren, bald hoffen wir eure Knieschnallen in den Schuhen und das Kutschen-Geschirr an den Knien zu sehen. Bravo! Ihr seyd freye Menschen. Aber — — — Wir auch. Allerdings. Ich fühle das ganze Gewicht dieser Einwürfe:

Wir irren allesammt, nur jeder irret anders.

---

Etwas über den Nutzen und den Cours  
der Stockschläge, Obrseigen, Hiebe ic. bey  
verschiedenen Völkern.

In Stabeite, sagt Hr. v. Bougainville,  
kömmt der Chirurgus, wenn er einem Pa-  
tienten zur Ader lassen will, mit einem et-  
was scharf geschnittenen Prügel, haut ihm  
sanft über den Kopf, und wenn das  
Blut genug geronnen hat, verbindet er die  
Wunde, und wäscht sie Tages darauf mit  
frischem Wasser aus, und der Kranke  
wird, vermuthlich weil alles so nahe am  
Sitz der Seele vorgegangen ist, gemeinig-  
lich gesund.

Auf den Philippinischen Inseln hat man  
ein untrügliches Mittel wider die Colik  
und das Kopffweh. Man prügelt und

peitscht den Patienten derb durch, reibt die Wunden mit Salz-Wasser und läßt ihm alsdann zur Aber.

Bei verschiedenen Völkern bringt man strangulirte und ertrunkene Personen dadurch wieder zum Leben, daß man ihnen Hiebe auf die Fußsohlen oder auf die Backen der zweyten Art gibt.

Wenn jemanden ein Knochen im Halße steckt, oder wenn ein Lungen-Geschwür da ist, oder jemanden der Mund aufgeperrt steht, so hat man gefunden, daß die Natur gemeiniglich nur einen kräftigen Hieb auf den Rücken, oder hinter die Ohren verlangt, und alsdann Satisfaction hat.

Bei Narren helfen die Stockschläge oft mehr als andere Mittel, durch sie wird die Seele erweckt, sich wieder an diejenige Welt anzuschließen, aus der die Prügel kommen. So wollen manche un-

richtige Taschen-Uhren nur haben, daß man sie schüttelt. Mit den Thoren und Becken ist es anders, die kann man wie Salomon sagt, im Mörser stampfen und bleiben immer ganz.

So viel von dem Stock als materia medica betrachtet. In der Moral ist sein Nutzen, verbunden mit der verwandten Ruhe und der Ehrseige fast unübersehbar.

Auf den englischen Philanthropinen erstreckt sich die Philanthropie nur auf die Köpfe. Wer den Menschen von der andern Seite ansieht, sollte sie für Misanthropine halten. Sitten und Gelehrsamkeit werden da beygebracht wie die Elystire. Ich kann hierbey meinen Lesern unmöglich ein Sinngedicht vorenthalten, das ein englischer Dichter, dessen Alder vermuthlich auch die pädagogische Wirke gedffnet hatte,

ausstieß, als er ein Glas Birken:Champagner trank:

Oh birch! thou cruel, bloody tree  
I'll be at last reveng'd of thee;  
Oft hast thou drank de blood of mine.  
Now for an equal draught of thine.

„Birke, bluddürstiger, tyrannischer Baum, endlich räch' ich mich an dir. Ist hast du mein Blut getrunken. Sieh — nun trink ich das deinige.“

Was die Geißel bey den Baals-Pfaffen, Bonzen, Flagellanten und Securisten zu Wändigung der Leidenschaften bengetraggen hat, ist bekannt. Nur mit gewissen Leidenschaften soll es ihnen nicht ganz gelungen seyn, diese nahmen nämlich die Schläge so wie sie jeder rechtschaffene Kerl nimmt, sie singen nun erst recht an zu toben.

Viele Gesetzgeber unter andern Lycurgus selbst, ließen die Jugend benderley Gen

schlechts sich mit Fäusten schlagen und stoßen, um dadurch nicht bloß den Körper, sondern auch den Geist geschmeidiger zu machen. Sich boxen und denken stand immer in einem Volk heysammen.

Wey den Truppen war der Stock immer das kräftigste Mittel, Ordnung und Maschinerte zu bewirken. Die griechischen und deutschen Alexander bezwangen erst mit dem Stock den Soldaten, und die Soldaten unter dem Schatten deeselben die Welt. Die Römer prügelten mit dem Weinstock. Einen Rebenstock erhalten hieß Hauptmann werden. Während der gemeine Mann das Holz genoß, trank der Oberofficier den Saft von dessen Traube und durch beyde erhielt Rom die Herrschaft der Welt. Heut zu Tage geht es nicht besser. Was wäre selbst der Marschal=Stab von Frankreich, wenn er nicht ein Prügel wäre?

In Japan prügelt man die Götzen, die bey dem Oberpriester die Wache hatten, wenn ihm etwas geschah, und man fand, daß es half.

Drisch' deine Frau und dein Korn brav durch, sagte Sancho, und alles wird gut gehen.

Die alten Egyptier mahlen den Nfiris mit einem Stock und einer Peitsche in der Hand aus gleicher Ursache, und bey den Griechen machte der Stock Künste und Wissenschaften blühen. In der allegorischen Sprache heißt das noch: der Schädel Jupiters konnte von der Minerva nicht entbunden werden, bis ihm Vulcan einen derben Hieb darauf gab.

Montesquieu erzählt in seinem Werke über die Gesetze, daß man bey den alten Persern nicht die Leute, sondern bloß die Kleider mit Stockschlägen bestraft habe,

und daß manche sich diesen Schimpf so zu Gemüthe gezogen, daß sie sich das Leben genommen hätten. In Europa herrschte seit jeher ein ganz verschiedener Gebrauch, man prügelt ebenfalls die Kleider, aber man paßt die Zeit ab, da ihr Bestzer darinnen steckt. Im Militär herrscht nun ein jenem Persischen gerade entgegengesetzter Gebrauch, — man zieht nämlich dem Missethäter die Uniform aus, und peitscht ihn, indessen die Kleider ruhig liegen, allein. Und doch richteten die Perser mehr mit ihrer Methode aus, als wir mit der unsrigen. Den meisten Menschen sind Strafen, die aus Schimpf und Schertz zusammen gesetzt sind, nicht so empfindlich, als die aus Schimpf allein bestehen. Die Ursache ist nicht schwer einzusehen. Der Schmerz gibt der Strafe das Ansehen von Rache, und die Rache dem Missethäter ein Ansehen

von Wichtigkeit. Auch erweckt Schmerz Mitleiden, und Mitleiden des Zuschauers ist allezeit für den Missethäter aufmunternd. Beym Schimpf ist nichts von dem. Er ist der Justiz, was die Verachtung eines Gegners, dem man sich überlegen fühlt, im gemeinen Leben ist.

Bei den Römern waren Stoßschläge und Ruthenstreiche so erniedrigend, daß, als Cicero bey Gelegenheit des Gabinus sagte: caedebatur virgis Cuius Romanus: "Ein Bürger von Rom ward mit Ruthen gestrichen", so weinte das Römische Volk.

Die Ohrfeigen standen nicht ganz so hoch im Preis. Die Gesetze der XII. Tafeln hatten bloß eine Geldstrafe darauf gesetzt, die eben nicht sehr groß war. Daher ein gewisser Lucius Veratius ein reicher römischer Bürger, wie Gellius

erzählt, zuweilen auf der Straße spazieren ging, und allen Menschen, die ihm begegneten, Ohrfeigen gab, aber auch augenblicklich die Strafe dafür bezahlte. Also auch in Rom gab es Genies.

Chilpericus wurde, wie man sagt, ermordet, weil er seiner Gemahlinn einen Stockschlag gegeben, und Amalaricus verlor sein Königreich und sein Leben aus gleichen Ursachen. Die Gemahlinn des letztern war eine Schwester Childeberts Königs von Frankreich.

Vor noch nicht gar langer Zeit gab ein Officier in Genua einem Packenträger einen Stockschlag, dieses brachte Alles in einen Aufubr, und das Volk schmiß alle deutschen Soldaten zur Stadt hinaus.

Carl der Große hat in seiner Gesetzsammlung einen gewissen Hieb- und Prügel-Larif mit beygesetzten Strafen einge-

rückt. Ein Gesetz darunter klingt ungefähr so: Wer einem Priester ein Stück vom Hirnschädel abschlägt, von der Größe, daß, wenn man damit einen Schild von Erz anschlägt, man den Schall drey Schritte weit hören kann, so bezahlt er dafür 5 Erüber.

Die manumittirende Ohrfeige war, so wie bey uns noch, die lossprechende bey den Handwerkern, und ein Ehrensclag that so wenig weh, als die Schläge, die die Ritter bekommen.

Die rächende Ohrfeige ist jederzeit bey uns in hohem Werthe gewesen, der sich jedoch nach dem Werthe der Ohren richtet, die sie treffen. Man kann sie austheilen von Null an bis zur Todesstrafe.

So viel ich weiß, unterscheiden die Englischen Gesetze dabey, ob die Ohrfeige mit der positiven oder negativen Seite der

Hand gegeben worden ist. Die mit dem Rücken der Hand sind nicht so schimpflich, und nicht so theuer, vielleicht, weil die mit der flachen Hand gemeiniglich mit größerem Vorsatz gegeben werden.

---

7.

Proben seltsamen Aberglaubens.

Einige von den fürchterlichen Strich-Heuschrecken, die oft über große Länder Hungernöth und Pest gebracht haben, haben auf ihren Flügeln oft kleine Pünktchen, die eben deswegen, weil sie ganz ohne gewisse Ordnung darauf stehen, allerley seltsame Figuren bilden, die der Aberglaube nicht selten für Buchstaben und die Flügeln dieser Thiere für allerley Drohungszettel gehalten hat, die

der Himmel seinen Vertrauten zuschickte. Einige fanden deutlich auf einem Flügel die Buchstaben IRA und auf dem andern DEI. Ein anderer sah sogar armenische Buchstaben darauf, die er sehr gelehrt durch Immanes, und Noui Populi übersetzte. Nach Franzens Versicherung sollten die obigen Worte: Zorn Gottes, in Apulien griechisch, in Deutschland aber, hebräisch, arabisch und äthiopisch zu lesen gewesen seyn.

Die Heuschrecken, welche 1712 in Schlessien einfielen, hatten deutlich die Buchstaben B. E. S. auf ihren Flügeln. Hierüber hat Hr. \*\* Prof. der griech. Sprache und Dichtkunst am Gymnas zu Stettin, eine sehr gelehrte Abhandlung unter dem Titel: *Muthmaßungen von den wundersamen Heuschrecken zum Neujahrsgeſchent*, in hebräis

ſcher, griechiſcher, lateiniſcher und deutſcher Sprache ans Licht geſtellt. Von ſeinen deutſchen Erklärungen ſind folgende die erbaulichſten; Bedeutet erſchreckliche Schlachten; Bedeutet erfreuliche Siege; Böſhaftig erſtorbene Sünder (lauter Ausgänge von Hexametern). Die allernatürlichſte; Wiſt ein Schöpfer, iſt dem hochweiſen Manne nicht eingefallen.

Das meiſte Aufſehen erregte M. Andr. Acoluth, Archidiaconus zu St. Bernharden und Prof. der orient. Sprache zu Breslau im Jahr 1693. Dieſer breitete aus, daß er auf den Heuſchrecken=Flügeln ganz deutlich die Worte: annona moriemini geſehen habe, dieſe ſollten ſo viel heißen, als ihr werdet aus Kornmangel ſterben. Weil dieſes ein Mann von Anſehen und ein Geiſt:

licher gesagt hatte, so machte es auf viele Leute ungemeinen Eindruck. Der berühmte Theologe Casp. Neumann sah sich daher gendthigt, gegen diese Thorheiten in seiner eigenen Kirche (St. Maria Magdalena) an einem Bußtage zu predigen. Er ermahnte seine Gemeinde, sich durch solche Grillen nicht irre machen zu lassen, der liebe Gott schreibe keine Briefe auf Insekten-Flügel an die Menschen. Uebersieß sage jenes Latein gar nicht, was Hr. Nicoluth darin lesen wolle. Es hieß (wenigstens in gutem Latein) nicht so wohl Ihr werdet Hungers sterben, als vielmehr: Ihr werdet euch an eurem Getreide-Borrath zu Tode fressen. (S. dessen gesammelte Früchte S. 53).

Die Gewohnheit, Heuschrecken und anderes Ungeziefer, welches

die Landfrüchte verderbet, mit dem Banne zu belegen, ist schon seit einigen Jahrhunderten, besonders in Italien, Frankreich und den angränzenden Ländern, im Schwange gewesen. Der Bischof von Lausanna, Benedict von Montferrand, ließ im Jahr 1479, die Raupen, welche damals einen unsäglichen Schaden an den Bäumen und Kräutern verursachten, vor sein bischöfliches Gericht laden, damit sie sich wegen der von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten rechtfertigen möchten. Man machte ihnen darauf einen förmlichen Proceß, und damit ja nichts an dem Wege Rechtens fehlen möchte, wurde den kleinern Thieren ein Advocat zugegeben, der ihre gute Sache verteidigen mußte. Nach diesen vollbrachten Gebräuchen sprach der Bischof von seinem Richterstuhle ein förmliches Urtheil,

und belegte das arme Ungeziefer mit der erschrecklichen Strafe des Bannes. Im Jahr 1516 verfluchte gleichfalls der Official von Troyes in Frankreich alles Gezwürm, welches damahls die Erdfrüchte verdarb. Er that es ordentlich unter der Bedingung in den Bann, wo es nicht innerhalb 6 Tagen entweder aus dem Lande ziehen, oder Schaden zu thun aufhören würde. Der P. le Brün erzählt mehrere dergleichen richterliche Urtheile, welche im 15ten Jahrhundert von den Officialen zu Lyon, Maçon und Autann wider dergleichen Ungeziefer mit großer Feyerlichkeit ausgesprochen worden sind. Gemeiniglich pflegte der Proceß wider dasselbe unter folgenden Ceremonien geführet zu werden. Anfangs wurde ein Bitt-Schreiben im Nahmen der Einwohner aufgesetzt, worin sie ersuchten, daß diese Thierchen vertrie-

ben werden möchten. So gaben unter andern einst einige Einwohner der Provinz Burgund eine Supplik gegen die großen Fliegen ein, welche Weintrauben ausfogen. Hierauf wurde ein Richter erwählt, vor dem sich zwei Advocaten stellten, deren einer im Nahmen des Volkes klagte, der andere aber das Ungeziefer vertheidigte, da denn endlich der Ausspruch des Richters erfolgte, daß, wenn das Geschmeiß sich nicht in einer gewissen Zeit fort begeben würde, daselbe in den Bann verfallen sollte. Im 16ten Jahrhundert war dieser Heuschreckenbann in Frankreich so gemein geworden, daß der Oberpräsident des Parlaments in Provence, Barthol. Chassanäus, ein eigenes weitläuftiges Bedenken aufsetzte, und darin untersuchte, wie und auf welche Art dergleichen Thierchen wirklich vor Ges-

richt geladen werden könnten; ob sie in eigener Person, oder durch einen Anwalt, erscheinen müßten; ob sie eigentlich vor das geistliche oder weltliche Gericht gehörten; und ob sie mit der Strafe des Bannes belegt werden könnten, welches letztere er besonders mit vielen Gründen zu behaupten suchte. Jedoch verschiedene andere berühmte katholische Schriftsteller waren ganz anderer Meinung. Der D. Leonh. Bairus hielt dergleichen Bann nicht nur für abergläubig, sondern auch für gotteslästerlich, und es deuchtete ihn eben so ungereimt zu seyn, unvernünftige Thiere in den Bann zu thun, als wenn man einen Hund oder Stein taufen, oder den Fischen und Vögeln predigen wollte.

Nachricht von einer neuen und fürchterlichen Krankheit.

Unter die merkwürdigsten Erfindungen, wodurch sich die neueren Zeiten vor den alten, oder eigentlich, die sich dem männlichen Alter nähernde Welt vor ihren Kinderjahren auszeichnet, zählt man mit Recht das unzählige Heer von Krankheiten, womit sie uns beschenkt hat. Im Paradies hatte man gar keine. In den Büchern des alten Testaments wachsen die Nachrichten davon fast mit jedem Capitel, und im neuen ist es allerdings damit aufs Höchste gekommen, so daß, da der Mensch sonst gar keine hatte, man nunmehr süßlich auf jeden Cubiczoll desselben ein Paar Duzend rechnen kann, und doch ist

hier nur bloß die Rede von dem eigentlichen Wohnsitz der Seele, und weder von der Seele selbst noch dem Geist, der weder zu dieser noch zu jenem gehört. — Die Krankheit, von der wir hier ein Paar Worte sagen wollen, scheint eigentlich eine Seelenkrankheit zu seyn, daß aber der Leib auch dabey mit unter der Decke steckt, wird aus der wahrscheinlich besten Cur derselben erhellen. Das Land, worin sie zuerst ausgebrochen ist, ist England, und der in den Annalen der Pathologie nunmehr verewigte junge Mensch, den sie zuerst befallen hat, heißt John Wode, eines Wächters Sohn bey Clare in Suffolk. Dieser Knabe zeigte nämlich in seiner frühesten Jugend eine sehr heftige Antipathie gegen alles Geld, er konnte es weder sehen noch anrühren. Der Vater, ein kluger Mann, der wohl eins

sah, daß dieses Uebel von den fürchterlichsten Folgen für seinen Sohn seyn würde, (denn was kann schrecklicher seyn, als kein Geld sehen können?) gab sich alle Mühe demselben entgegen zu arbeiten, both ihm Geld an mit Erwähnung von allerley Dingen, die er sich dadurch verschaffen könnte, und die der junge Mensch sehr liebte, aber umsonst, er nahm es nicht. Endlich glaubte man, es wäre etwa Blödigkeit oder eine Art von Ziererey, und daß er bloß offen angebotenes Geld nicht sehen könnte. Diese Muthmaßung schien Gewicht zu haben, denn diese Art von Blödigkeit ist so ziemlich gemein, daher die großen Herren die Ducaten, die sie verschenken wollen, sorgfältig in Dosen stecken müssen, damit die Personen glauben es sey Schnupftaback, und selbst das verdiente Geld muß be-

kanntlich manchen Leuten in Papierchen  
bengebracht werden. — Mit einem Worte,  
man steckte ihm etwas Kupfermünze,  
ohne daß er darum wußte, in die Tasche,  
als er aber die Hand von ohngefähr hin-  
ein brachte und das Geld fühlte, zog er  
sie mit Grausen zurück, und fiel in heftige  
Convulsionen, die über eine Stunde  
dauerten. Hierauf machte man einen Vers-  
such mit Silber; hier wurde alles sehr viel  
ärger, die Zuckungen wurden heftiger, und  
man fürchtete, er würde sterben. Man  
sieht hieraus leicht was der Erfolg gewes-  
sen seyn würde, wenn man einen Versuch  
mit Gold hätte machen wollen, vermuth-  
lich der Tod selbst. So stand es mit dem  
jungen Menschen gegen Ende des Jahrs  
1787. und das Factum hat seine völli-  
ge Richtigkeit. Was aus ihm nach der Hand  
geworden ist, hat man nicht erfahren,

vernünftig ist er in dem reichen Lande  
indessen gestorben, oder wenn er noch am  
Leben ist, so wird er es doch nicht über  
die nächste Parlemtentwahl bringen, wo  
es ohne Augenschirm und Scheu-Leder  
unmöglich ist, dem Anblick von Guineen  
auszuweichen. Hieraus erklärt sich nun  
auch sehr natürlich der Gebrauch unserer  
weisen Vorfahren, den Kindern Medails-  
ten an den Hals zu hängen, ja ich habe  
selbst noch Kinder gesehen, die ganz mit  
Silbermünzen behangen waren, dachte  
aber damahls nicht, daß dieses ein kräf-  
tiges Amulet wider die Geldscheue (Ar-  
gyrophobie) das schrecklichste Uebel der Na-  
tur, seyn sollte. Alle Eltern und Erzieher  
werden also sorgfältig darauf bedacht seyn,  
dem Ausbruch desselben bey uns mit al-  
len Kräften vorzubeugen, sollte es aber  
mit irgend jemanden schon so weit gefom-

men seyn, als mit jenem unglücklichen Sänglinge, so wüßte ich kein kräftigeres Mittel, als man verbieth ihm von allem zu essen was nicht wiederkäut und die Klauen nicht spaltet, und wollte auch dieses nicht helfen, so würde ich da, wo es angeht, stracks zur Beschneidung schreiten.

---

9.

Gelinde Strafe im Ehebruch ertappter Personen, bey unsern Vorfahren.

Die Worte des Gesetzes in einem alten sächsischen Reichbild-Recht \*) lauten in neues Deutsch übersezt so: „Er (der beleidigte Theil) soll sie binden auf einander und soll sie führen offenbar unter den Galgen, und soll da ein Grab machen sieben

\*) S. Jurist. Magazin, herausgegeben von Hrn. Prof. Stebenker. 2ter Bd. S. 298.

Schub lang und sieben tief, und soll nehmen zwey Arme voll Dornengesträuch, und soll sie unterlegen, und das Weib mit dem Rücken oben darauf, den Frießendrecher aber oben auf, und über beyde stürzen Messeln, und einen Arm voll Dornen auf seinen Rücken legen, und hiersauf einen eichenen Pfahl durch sie beyde schlagen sie seyn nun lebendig oder todt, daß sie nicht entweichen mögen, und das Grab soll man zufüllen.“ — Wie nett müßten sich nicht heut zu Tage die Nichtplätze bey manchen großen Städten durch Wäldchen annehmen, wenn diese Eichenpfähle alle wieder aufgeschlagen wären!

Anweisung Leinwand in wenigen  
Minuten zu bleichen.

Da die Kunst, Leinwand in wenigen Minuten zu bleichen, und zwar besser und mit geringerem Verlust an Festigkeit, als nach dem gewöhnlichen langsamen Verfahren, noch immer Ungläubige, zumahl unter den Damen findet, so steht wohl die Anweisung dazu hier nicht ganz am unrechten Ort.

Die erste Idee dazu hat wohl der berühmte Scheele gegeben. Dieser fand nämlich, daß die gemeine Salzsäure, wenn sie durch Abziehung über Braunstein ihres Brennbaren beraubt worden (dephlogistisirte Salzsäure), viele Farben zerstöre. Diese Versuche machte der französische Ches-

miser Berthollet, der die Chemie ebensfalls mit Scheelischem Geiste behandelt, im Großen nach, und schlug diese Säure zuerst zum Bleichen der Leinwand vor. Auf einen Theil dieser Säure werden vier, fünf bis sechs Theile Wasser genommen, die Leinwand hineingetaucht und einige Minuten darin gelassen, alsdann ausgewaschen, so ist sie gebleicht, und zwar, wenn die Operation mit Geschicklichkeit verrichtet wird (und wozu gehört nicht Geschicklichkeit?), so verliert sie nichts von ihrer Stärke, da sie nach dem gewöhnlichen Proceß ein Drittel davon verlieren soll. Es ist eigentlich ein Fleckenausmachen. So würde man es nennen, wenn es um Hinwegschaffung eines grauen Flecks von einem Quadrat Zoll aus der Leinwand zu thun wäre. Was würde man aber von einem Menschen denken, der um einen Flecken

von der Größe eines Quadratzeßels aus der Manschette wegzubringen, diese einen halben Sommer hindurch auf einen Rasenplatz ausspannte, des Nachts vor Spitzhuben, und am Tage vor Gänsen, Enten und Schweinen bewachte, immer begüßte, und zwischen durch in heißer Lauge badete und unter dem entsetzlichen Geschwäze, wer weiß wie oft, bläuelte? Und doch besteht die Oberfläche der grauen Leinwand aus lauter solchen Quadratzeßeln, und ihre Menge kann schlechterdings keinen oder nur einen geringen Einfluß auf die Zeit der Wegschaffung haben, da sie alle nothwendig zugleich behandelt werden müssen. Die dephlogistisirte Salzsäure hat sehr wenig Nekendes, sie bekümmert es aber durch Ausziehung des färbenden Stoffes aus der Leinwand wieder, daher die Behandlung Vorsicht erfordert. Ihr die nd-

thige Stärke zu geben, darf man nur den Versuch an einem kleinen Stückchen, das man von dem zu bleichenden Stücke selbst abschneidet, machen. Sicherer Nachrichten zu Folge, ist Hr. Valette, ein Franzose, jetzt beschäftigt, eine solche Fabrik in England bey Liverpool zu errichten. Da diese Säure, verbunden mit dem Mineral-Alkali, unser Küchensalz, und das Salz der See ausmacht, folglich in hinlänglicher Menge da ist, alle Hemden und Manschetten der ganzen Welt zu bleichen, wenn die Chemie nur erst wohlfeile Mittel aneündet, sie aus dem Seesalz zu scheiden; Ja überdieß das Mineral-Alkali, schicklich getrennt, von der andern Seite unsern Glasfabriken von unendlichem Nutzen seyn wird: so wird man künftig dem Seewasser seine Untrinkbarkeit gern vergeben, wenn man be-

denkt, daß es dafür auch das einzige Mineral enthält, das Eßbarkeit hat; das überdieß nunmehr ein kräftigeres Schießpulver abgeben zu wollen scheint, wodurch so mancher Nationalproceß abgekürzt werden wird, und das endlich (welches über alles geht) den Stoff enthält, ein ganzes Tafelzeug in 5 Minuten zu bleichen.

Ob nicht am Ende die dephlogistisirte Salzsäure auch zu Bleichung der Haut angewendet, und darauf förmliche Gesichtsbleichungen gegründet werden könnten, die man jährlich bereisete, wie etwa die Gesundbrunnen, dieses überläßt der Herausgeber gänzlich den Herren Berthollet und Walleure, deren Landmänninnen gewöhnlich auch dieser Bleiche mehr bedürfen, als die vom Himmel, ohne Salzsäure, gebleichten Damen seines eigenen Vaterlandes.

---

II.

Sicheres Recept Zintenflecke ohne Säure  
aus Leinwand wegzuschaffen.

Man will bemerkt haben, daß die gewöhnliche Art, Zintenflecke aus der Leinwand, vermittelst der Citronen- oder der Sauerkleesäure wegzuschaffen, die schlimmste Art von Spuren über kurz oder lang, nämlich Löcher, zurücklassen soll, daher nachstehende, die diese Folgen nicht hat, zu empfehlen ist: Man schmilzt reines Talg in einem Löffel und tränkt die befleckte Stelle damit, läßt es so liegen und die Wäscherinn auf die gewöhnliche Weise traktiren. — So steht dieses Recept, als ein bisheriges Geheimniß in dem Esprit des Journaux. Mai 1789. Der Herausgeber dieses Taschenbuchs, der

mit diesem Uebel sehr geplagt ist, untersuchte es auf der Stelle, wiewohl er gern glaubt, daß es vielleicht bloß für ihn ein Geheimniß gewesen seyn mag. — Auf ein Stück feiner Leinwand, etwa von der Größe eines Quadratsfußes, goß er Linte, und wickelte es zusammen, so, daß der Hauptfleck wohl einer Hand groß war, hingegen die übrigen durch das Zusammenwickeln entstandenen mit mannigfaltigen Schattirungen das ganze Tuch bedeckten. So wurde es, nachdem alles trocken war, in geschmolzenen Talg getaucht und einen halben Tag liegen gelassen. Hierauf wurde es in gemeiner Waschlauge etwas gekocht und mit Seife ausgewaschen, und alle Flecken waren vollkommen weg, doch erforderte es eini- ges sorgfältiges Reiben. Da der Talg ziemlich unnöthig vorkam, so wurde es

ohne denselben versucht, und es ging eben so gut. Also um Tintenflecken aus dem weißen Zeuge zu waschen sind gar keine neue Anstalten nöthig, sondern bloß die alten mit etwas Sorgfalt concentrirt, zumahl auf das Baden und Kochen in heißer Lauge; und das können ja die Damen wohl leicht verordnen, da sie wissen müssen, daß kein Tintenfleck leicht von ihren Männern gemacht wird, ohne seinen correspondirenden Funken von Licht in der Welt zurückzulassen. — Der Herausgeber verbittet sich bey dieser Ermahnung alle Deutung auf seine Tintenflecke, und die damit zumahl in diesem Artikel verbundene Erleuchtung. — Es könnte, nach dem Vorhergehenden zu urtheilen, der künstliche Fettflecken wohl bloß deswegen verordnet seyn, die Waichweiber aufmerksam und thätig zu machen. Denn daß

man Fettflecken mit Seife wegbringen kann, wissen sie alle, wenn man sich nur Zeit nimmt. Hingegen Tintenflecken werden von ihnen meistens für incurabel gehalten, und als solche zu früh aufgegeben.

---

12.

Lieutenant Greatraks.

Vieles was dieser und der folgende Artikel enthält, mag manchen unserer Leser bekannt seyn. Sie mögen es wissen. Aber Wissen und Beherzigung ist nicht einerley. Selbst bey ersterem schadet die Wiederholung nicht, wenn nur die Wendung neu ist, und zu letzterer ist Wiederholung oft unentbehrlich. Man besucht Predigten nicht um etwas Neues zu hören, sondern das Bekannte aufzufrischen,

und verlegene Grundsätze wenigstens auf 8 Tage wieder oben hin zu schaffen, um den Handlungen der nächsten Woche oder des nächsten Tages vorzuschweben. Auch erwächst ja der Zweck aller Lectüre: Unterricht und Besserung und Erweiterung der Gränzen der Wissenschaft durch Nachdenken, bloß aus der vereinten Wirkung des Buchs, das gelesen wird, und des Kopfs, der liest. Jenes bleibt freylich was es ist, aber letzterer ändert sich, und so auch das Resultat dieser vereinten Kräfte, wovon die eine veränderlich ist. Was ich vor 10 Jahren gelesen habe, liest heute in mir ein anderer und anderer. — Nun zum Lieutenant Greatraks. Von diesem sonderbaren Menschen, dessen unsere Schriftsteller über thierischen Magnetismus häufig Erwähnung thun, einige

nähere Umstände zu erfahren, kann unsern Lesern nicht anders als angenehm seyn.

Alle Thatsachen, deren ich hier Erwähnung thue, nehme ich, größtentheils wörtlich, aus Robert Boyle's Leben, welches der schönen Ausgabe der Werke dieses großen Mannes in fünf Folianten, London 1774 vorgesetzt ist, worin von S. 35 an, vieles, und sehr viel mehr hierüber vorkommt, als dieses Taschenbüchlein fassen kann, und fassen soll; ferner aus eben dieses großen Physikers Correspondenz im 5ten Theil. Die Vertheidiger des thierischen Magnetismus, die Belieben tragen, ihre Meinung hinzubalten, werden dort mit unter Stoff genug finden, unsere Buchhändler zu ernähren, und unsern Journalen Leser zu verschaffen. Auch kann ihnen manches dortige Citat angenehm seyn.

Valentin Greatr. f. s. \*), vulgo  
der Irländische Streichel-Doctor,  
auch der Irländische Streichler,  
war der Sohn von William Great-  
traß aus Affane in der Grafschaft  
Waterford in Irland, und einer  
Tochter eines Sir William Harris's  
eines sehr angesehenen Mannes bey dem  
ersten Gerichtshof in Irland. Er wurde  
am 14ten Febr. 1628 geboren, und auf  
die Schule zu Kilmore gehen, wo er  
bis in sein dreyzehntes Jahr blieb, von  
dort sollte er die Universität zu Dublin

\*) So schreiben Robert Boyle und sein  
Correspondent Dr. Stubbe den Namen,  
und eben so steht er auch auf einer zu London  
1666 in 4to herausgekommenen Nachricht von  
seinen Wundern, es mag also wohl die rich-  
tigste Art zu schreiben seyn. Sonst schreiben  
andere und unter diesen der bekannte Secre-  
tär der Londonschen Societät Oldenburtg,  
Greatrip, diese mögen wohl der Aus-  
sprache folgen.

beziehen, (hätte er sie doch beziehen können!) allein, da bald darauf die Rebellion ausbrach, flüchtete er mit seiner Mutter nach England, wo beide von einem Dazel, Hrn. Edward Harris unterstützt wurden. Hier übergab ihn die Mutter, um seine Studien zu vollenden, einem gewissen Pastor zu Stock-Gabriel, einem Deutschen, Namens Johann Daniel Getseus. (Da die Engländer keinen Buchstaben für unser *ö* haben, und die alten deutschen Schullehrer ihre Namen gern lateinisch endigten, so ist wohl Pastor Getseus nicht mehr und nicht weniger als Pastor Göthe;) Dieser unterrichtete ihn in *Humanity and Divinity*, oder wie wir es hier zu Lande ausdrücken, im Lateinischen und Griechischen, und dem Catechismus. In dieser Zeit mag manches vorgegangen seyn, denn

nachdem er in sein Vaterland zurückkehrte, fand er es in einer sehr traurigen Lage, das ist freylich betrübt, aber noch betrübter für seine künftigen Entdeckungen, daß er nun von diesem Zustande nicht mehr in Watersfordischem Englischen, sondern in der Bibelsprache des Hrn. Getseus redet: "Ich sah da so viel von den Sünden dieser Welt, und der Gerechten so wenige, daß mein Leben mir zur Last und meine Seele des sie bekleidenden Erdenkloßes so müde, als der Galcerensklave seines Ruders ward. Ich wurde bis zur Schwelle des Todes gebracht, und meine Gebeine konnten mich kaum mehr tragen." In dessen wurde er mit diesen Gebeinen Anno 1662 Lieutenant in Lord Rogers Broghills, nachherigen Lord Orres

rn's Regiment zum sichern Zeichen, daß sie ihn wieder müssen getragen haben. Allein, und das war Schade, daß Regiment ging aus einander, und er bekam eine Secretär = Stelle bey einem Gerichtshofe. Nun schlug bey dem sitzenden Leben die Krankheit aus den Veinen auf einmahl in den Kopf: "Nun (es sind des Hrn. Lieutenants eigene Worte:) verspürte ich in meinem innerlichen eine Art von glaubigem Zutrauen, wovon ich keinen vernünftigen Grund (dieses ist noch sehr vernünftig) angeben kann, welcher mir gleichsam sagte: du kannst die Scropheln (the Kings Evil) heilen. Ich verschwieg es lange, endlich sagte ich es meiner Frau ic. Hier kommen wieder allerlei biblische Redensarten vor, und nun sagt er sogar: "Endlich gefiel

es Gott, es war am Sonntage nach  
Ostern am 2ten April 1665, früh  
Morgens, mir durch einen innern  
Antrieb zu wissen zu thun, daß er  
mir die Gabe, Krankheiten zu  
heilen, verliehen habe." Nun fing  
er an zu heilen und nicht zu heilen, so  
wie es kam. Zuweilen gelang es ihm  
geschwind, zuweilen gar nicht, ob er  
gleich fast 4 Wochen streichelte, gerade so  
wie es der Frau zu Osterode auch ging.  
Er heilte Kröpfe durch Berührung, und  
wenn das nicht helfen wollte, durch Aus-  
schneiden. Dabey war er von einnehmens  
dem Anstand. Im Englischen heißt sein  
Anstand sogar graceful, das ist viel mehr  
als bloß einnehmend; es will sagen,  
in seinem Anstande lag Reich mit  
Würde. Auch war er, wie die Zeuge-  
nisse sagen, ein guter, aufrichtiger Mann.

Solche Männer sind gefährliche Streich-  
ler für eine gewisse Classe von Menschen,  
oder auch, wenn man will, heilsame, je  
nachdem die Sache steht; zumahl wenn sie  
Soldaten sind, oder waren; letzteres frey-  
lich nur bey anerkanntem Credit, daß sie  
den Dienst nicht aus Mangel an Bravour  
verlassen haben. So etwas würde die  
Streichelkräfte sehr vermindern. Aber ein  
solcher Vorwurf konnte auch Hrn. Grea-  
traks unmdglich treffen, da sein ganzes  
Regiment reducirt wurde. So wenig ich  
auch gegen die Gracefulness von Hrn.  
Greatraks's Figur zu sagen habe; ja  
vielmehr, gewisser Umstände wegen, gern  
zugebe, daß sie sehr groß gewesen seyn  
müsse, so viel habe ich dennoch, aus vor  
mir liegenden Zeugnissen gegen dessen Auf-  
richtigkeit einzuwenden. Und zwar rühren  
diese Zeugnisse nicht von den Feinden des

Hrn. Lieut's, sondern von seinen Verehrern her. Ein gewisser Hr. Thomas Wall, ein Prediger, der ausdrücklich eine Reise that, um Hrn. Greatraks zu beobachten, sagt aus, daß Hrn. Greatraks Hand zwey Mahl gänzlich gelähmt (struck dead) und kohlschwarz dafür geworden sey, daß er keinen Glauben an seine Curen gehabt habe, allein jedemahl habe er die verkohlte Hand durch Berührung mit der unverkohnten wieder hergestellt. Ist das nicht schön? Wenn auch, wird sehr naiv hinzugesetzt, hierzu keine weitere Zeugen wären, als Hr. G. selbst und seine Frau, so verdiente es doch ihrer Beharrlichkeit darin und ihrer Uebereinstimmung wegen aufgezeichnet zu werden. Der Mann, der dieses schreibt, ein Herr John Beal, war freylich ein Freund Boyle's und Sydenham's, aber

was für ein guter Freund er sonst war, erhellt, wie mich dünkt, nicht undeutlich aus dem Schluß seines Briefs: (R. Boyle's Works Vol. V. p. 470.) Es ist dieses, sagt er, ein überzeugender Beweis von der Macht des Namens unsers Herrn Jesus, und daß zu einer Zeit, die freylich einmahl des Beweises bedurfte, daß nicht alle Offenbarungen fanatischen Ursprungs sind. — Mehreres hier auszu ziehen, verstatet weder Raum noch Ort. — Nun noch ein Paar Worte über das Ganze. Nach meinem Ermessen verdient Greatraks Geschichte allerdings einmahl eine recht kritische Behandlung. Er war gewiß in seiner Art ein großer Mann! Er hat sogar Rob. Boyle's Zeugniß für sich und Sydenham scheint ihm zu glauben. Welches Feld für einen guten Kopf, Wahr-

heiten darauf zu pflanzen, die länger dauern würden, als alle diese Streiche-  
Leven. Es ist wohl vermuthlich an al-  
lem Nichts. Solche Modethorheiten ent-  
stehen und vergehen, bis etwa nach hun-  
dert Jahren ein neuer Thor irgend einen  
Litterator an den alten wiederum den-  
ken macht. Newton's Entdeckungen, die  
in jene Zeiten fallen, haben sich nicht  
verloren, sie stehen mit dem Himmel, den  
sie uns aufgeschlossen haben, da diese hin-  
gegen bald mit dem Rausche verschlafen  
wurden, dem sie ihren Beyfall zu dan-  
ken hatten. — Aber Robert Boyle  
und Sydenham sind doch keine verächt-  
liche Leute? Nein! Sie gehören unter  
die größten jener Zeit und vielleicht aller  
Zeiten, wir haben ihre Zeugnisse, aber ohne  
die Umstände und ohne die Zeit. Gütis-  
ger Himmel! Ein jeder denke doch an die

Zeugnisse, die er in seinem Leben ausgesetzt hat. Die Begebenheiten dieser Welt müssen nicht vom trocknen historischen Blatt ab allein, sondern auch aus dem Herzen erklärt werden. Das ist gerade das, was den Zeitungsschreiber vom Geschichtsschreiber und den sel. Essig von dem gottlosen Gibbon unterscheidet. Boyle und Sydenham waren redliche, friedliebende, gute Menschen. Aber das sind nicht immer die Leute, die sich der tief allirten Thorheit zu widersetzen trauen. Dergleichen Unternehmungen stören die Gemächlichkeit des nur zu oft gern in der Stille raffinirenden Genies. Man kann es gern sehen, daß die Bastille der Erde gleich gemacht wird, aber man hilft deswegen nicht gern. Hätte unser Luther Boyle's Geist gehabt, so hätte das flüchtige Blatt, woran ich jetzt schreibe, nicht einmahl ges

druckt werden können, und Pfaffen hätten vielleicht dafür diesen Bogen ad maiorem Dei Gloriam mit geistlichen Gottisen befest.

Man hüte sich doch ums Himmels willen, wo es auf solche Entscheidungen ankömmt, auf den Charakter allein, ohne weitere Kenntniß zu bauen. Die Entscheidung über Irrthum und Wahrheit muß nie, nie das Monopol eines Charakters werden, so wenig als eines Standes. Wahrheit: Monopole einem einzelnen Stande oder Charakter verleihen, sind Beinträchtigungen für alle übrigen und wahre Injurien für die Menschheit: es müßte denn seyn, daß man, ad maiorem Dei Gloriam, höhern Orts nöthig fände, etwas Profitableres zu beschließen. — Und nun auf die Euren selbst. Was Streicheln überhaupt zu thun vermag, hier erläu-

tert zu sehen, erwartet Niemand, und es muß unterbleiben. Könige haben Kröpfe und Skropheln bestrichen und geheilt. Rob. Doyle und der große Harvey führen Beispiele an, daß Kröpfe durch Berührung und Streicheln von verstorbenen Personen geheilt worden sind. Noch jetzt bedient man sich in England dazu der Gehenken, und wie ich glaube, mit Recht, weil der Ort, (der Galgen), der Einbildungskraft noch mehr Nahrung und bestimmtere Richtung gibt. Könige müßten daher beim Bestreichen den Thron zum Operationsort wählen. Man fühlt den Fleck sehr lange, wo einen ein König berührt hat. Fühlte doch ein griechischer Weltweiser an seiner Wange den Fleck acht Tage hindurch, mit dem er aus Versehen die nackende Schulter einer Dame berührt hatte. Bindet man nicht lebendige Kröten

und Spinnen mit Vortheil auf? Sollte nicht auf diese Weise öfters Heilung durch Einbildungskraft entstehen können, so wie durch Freude, oder wie der Callus an dem oft geriebenen Fleck der Hand entsteht? Und dann — der Glaube, der Glaube an untrügliche Hülfe, zumahl bey Uebeln, wo keine innere Verletzung ist! O! der geht über alles! — Christus selbst sagte einmahl: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.

Auffrischung eines veralteten Gemähltes.

Ein Gegenstück zum animalischen  
Magnetismus.

Die Geschichte von den elektrischen Köh-  
ren des Jahrs 1747 und 48 hat so viele  
Aehnlichkeit mit dem animalischen Magne-  
tismus der jetzigen Zeit, daß sie wohl ein-  
mahl verdient, der Welt, worunter ich  
hauptsächlich die Calenderleser verstehe,  
vorgelegt zu werden. Ein Ignorant  
brachte die Sache in Bewegung, etwas  
bessere Menschen verbreiteten sie unschuldig,  
und verehrungswürdige Männer, ja selbst  
Erfinder in der Wissenschaft, worein die  
Sache einschlug, wurden verleitet, dem  
Frrthum ihren Nahmen zu leihen, sicher-  
lich ohne alle andere Absicht als die, die  
jeder rechtschaffene Mann bey jeder Unter-  
nehmung hat. Gerade so wie bey dem  
animalischen Magnetismus. Nur der

Betrug entehrt, der Irrthum nie. Ja, es ist selbst der Fall sehr möglich, daß in einem Streit der Freunde mehr Ehre verdient, seiner räsoumirten Absicht wegen, als sein flattriger Gegner, der das Loos der Wahrheit bloß erhascht hat. In dessen ist das Fortschreiten und das Uebergreifen gewisser Meinungen, wovon wir jetzt Proben genug haben, um eine Theorie davon zu entwerfen, der größten Aufmerksamkeit werth. Es ist dem Denker interessant zu sehen; wie zuweilen ein Flibdchen von Aberglauben, der auf den rechten Fleck der großen, bisher ruhenden Masse verwandten Stoffs berab fällt, sich nach und nach zu Lawinen ballt, die endlich die Meinungen leichtgläubiger, bequemer Menschen, und hauptsächlich derer, die ihren Pfennig von Kenntnissen gut anwenden wollen, zu Tausenden mit sich fortreißen. — Diesen Lawinen hat man aber, Gottlob! zu unsern Zeiten ein Instrument entgegen gestellt, das wohl nächst dem Pflug und dem Galgen eines der nobelsten ist, auf die der Mensch

zur Beförderung allgemeinen Wohls, je gerathen ist, und das ist der ——— Preßbengel. Wo der frey oscilliren darf, da hat es mit Religionsäffterey und Aberglauben wenig zu bedeuten, und noch weniger mit dem parasitischen Auswüchsen derselben, magischem Magnetismus und Electricismus. Menschen werden freylich so lange die Welt steht, immer bezogen werden, aber der Mensch, immer weniger und endlich niemals mehr. Wir haben Gottlob den Stern gesehen, worunter unsere Erlösung liegt. Es möchte wohl jetzt unmdglich seyn, ihn mit daurendem Nebel dem Auge aller wieder zu entziehen.

Giovanni Francesco Pivati, ein Mann von Stand und Ansehen zu Venedig, wollte gefunden haben, daß wenn man riechende Substanzen in Glasröhren hermetisch einschloffe, und hernach durch Reiben elektrisch mache, so drängen nicht allein die Gerüche durch das Glas, sondern wirkten auch vermittelst ihrer specifischen Heilkräfte in diesem Zustand auf die

so elektrisirten Personen. Die Sache erhielt Beyfall. Ein gewisser Herr Berati zu Bologna und Bianchi zu Turin fanden die Erfahrung richtig und endlich gab sogar unser vortrefflicher Winkler zu Leipzig der Erfindung Beyfall. Ja, man ging so weit zu hoffen, daß man künftig wohl gar manche übel schmeckende Arzeneyen nicht mehr über die Zunge nach dem Magen gehen zu lassen nöthig haben würde, sondern sie durch alle Poren auf einmahl eintreiben könnte. Ein Mann, der über Schmerzen in der Seite klagte, wurde vermittelt einer Glasröhre elektrisirt, worin man Peruvianischen Balsam eingeschlossen hatte. Der Mann ging nach Hause, schlief und schwitzte stark und nurmehr roch sein Nachtzeug, Bett und alles nach Peruvianischem Balsam, ja endlich, seine Haare als er sich kämmt, und auch (wie wunderbar!) der Kamm, ob man gleich vor dem Reiben der Röhre nichts gerochen hatte.

Tages darauf elektrisirte Hr. Pivati einen gesunden Mann mit eben der Röhre.

Er wußte nichts von dem eingeschlossnen Balsam, bald aber nachher verspürte er eine angenehme Wärme, die sich durch seinen ganzen Körper verbreitete. Ein Freund von ihm, der sich bey ihm befand, wußte nicht, wo der angenehme Geruch herkam, allein er selbst bemerkte bald, daß er von seinem eignen Leibe aufstieg, und erstaunte deswegen nicht wenig, weil ihm Hr. Privat's kleiner unschuldiger Streich unbekannt war. Ein Verfahren von Seiten des Hrn. Privati das seinem Verstand Ehre macht. Mir ist nicht bekannt wie viel Magnetisirer sich eines ähnlichen Verfahrens mögen bedient haben. Aus dem Bericht der Franz. Commission zu Untersuchung der Einwirkung des magnetischen Eisens auf den menschlichen Körper, worunter sich sogar Dr. Franklin mit befunden hat, ist es bekannt, daß die Personen allemahl wissen mußten, daß jetzt ein Magnet nahe sey, sonst verspürten sie nichts und wie Henker! hätten sie es auch anders wissen können. Hr. Prof. Winkler in Leipzig, durch alle diese merk-

würdigen Erzählungen aufmerksam gemacht, fing nun seine Operation an. Er schloß Schwefel in eine Kugel völlig ein, so daß sie, selbst erwärmt nichts von Geruch von sich gab, hingegen elektrisirt verbreitete sich ein unaußstehlicher Geruch durch das ganze Zimmer. Er rief Hr. Prof. Haubold und andere Zeugen in das Zimmer, allein der Schwefelgeruch jagte sie sogleich wieder hinaus. Nun füllte er eine andere Kugel mit Zimmt an und es verbielt sich eben so wie mit dem Schwefel. Dieser angenehme Geruch dauerte sogar noch den andern Tag fort. Ein gleiches geschah mit Peruvianischem Balsam, wobei Hr. Winkler von sich selbst die Anmerkung macht, daß ihm, der Thee am andern Morgen außerordentlich geschmeckt habe, weil der balsamische Duft noch nicht ganz aus seinem Munde gewesen wäre.

Ein Paar Tage nachher, da die balsamische Kugel allen Geruch verloren hatte, wurde eine Kette zum Stubenfenster hinaus nach einem andern Zimmer gezogen das

vom erkern ganz getrennt war, gehörig isolirt und nun einem ebenfalls isolirten Manne in die Hand gegeben, der nichts von ihrem Vorhaben wußte. Nachdem man einige Zeit elektrisirt hatte, wurde der Mann befragt; (aus dem Fenster, oder ging einer der Herren zu ihm?) ob er etwas rüchete. Der Mann schniffelte etwas umher, und sagte endlich: Ja. Als man ihn fragte was es wäre, schniffelte er wieder mit der Antwort: das wisse er nicht. Endlich da man noch eine Viertelstunde fort gedreht hatte, wurde das ganze Zimmer voll von Wohlgeruch und er erklärte es rüchete nach einer Art Balsam. Den darauf folgenden Morgen stand er sehr munter auf, und fand seinen Thee besonders wohllichmeckend. — In Italien ging es indessen noch herrlicher; es fanden sich Apostel, Sigr. Verati, Sigr. Palma und Sigr. Brigoli und Sigr. Bianchi. Man heilte durch eingeschlossene Agzeneymittel hartnäckige Uebel augenblicklich oder doch in etlichen Minuten, welches nicht viel länger ist: als

Hüftweh, Lähmungen, Podagra, Gichtbeulen ic. Das schlafe Stück wiederfuhr einem alten Bischof von Sebenico, Sgr. Donadoni. Dieser würdige Prälat war vom Podagra und Chiragra so zugerichtet, daß er kaum mehr gehen, oder einen Finger biegen konnte, und dieses schon seit mehreren Jahren. Er bath also Hrn Pivati flehentlich sich seiner zu erbarmen. Er wurde mit einer zertheilenden Röhre elektrisirt; den Augenblick fühlte er eine besondere Erschütterung in den Fingern, kaum war er aber zwey Minuten elektrisirt, so öffnete und schloß er seine Hände, gab einem aus seinem Gefolge einen Handschlag und drückte ihm die Hand herzhaft; hobte sich einen Stuhl; setzte sich nieder und ging bald darauf die Treppe hinunter ohne Wehülfe, wie ein junger Mensch. Es soll Ibro Bischoflichen Gnaden alles fast wie ein Traum vorgekommen seyn, und ich kann in Wahrheit nicht läugnen, es kommt mir fast auch so vor, mit wie vielem Rechte, wollen wir gleich sehen. Von dies-

sem erstaunlichen Succesß aufgemuntert  
verfertigte Hr. Pivati allerley Röhren  
für allerley Krankheiten. Die Nahmen  
davon hat die Geschichte mit Recht auf-  
bewahrt, die Röhren selbst aber der Phi-  
losophie hingereicht, die sie auf ewig zer-  
schmettert hat. — Sie hießen öffnende,  
antapoplectische, diuretische Röh-  
ren, antyhysterische, schweißtrei-  
bende, balsamische, die Heilung  
der Wunden befördernde und end-  
lich gar herzzstärkende Röhren. Bis  
hieher stieg dieses glänzende Meteor des  
Wetrugs und des Irrthums, das Tausende  
für ein neues Licht zu halten anfangen,  
wo nicht die Welt zu erleuchten, doch alte  
Magen wieder aufzuwärmen, um sich in  
einer zweyten Jugend an der Tafel zeigen  
zu können. Allein das Meteor leuchtete  
eine kurze Zeit, zerplatzte, fiel, und ward  
nie wieder gesehen. Die Veranlassung zu  
dieser Catastrophe war folgende. Durch  
das außerordentliche Aufsehen, welches  
diese Geschichten machen mußten, zumahl  
da der Erfinder ein Mann von Stand und

kein geldschneidrischer Auenturier war, wie Mesmer, bewog endlich den Abt Rollet selbst über die Alpen zu gehen, und alles an der Stelle zu untersuchen. Was er fand war in wenigen Worten: Nichts als Uebereilung, Mangel an gehörigem Beobachtungsggeist, und förmlicher Betrug. In Rollets Hand that keine einzige Kugel etwas und — (mit diesem Zusatz mögen die andern Herren nun das Grab ihres Ruhms schmücken) — in keines andern vernünftigen Menschen Hand thaten sie etwas. Hr Winkler ließ sich so weit durch seine Versuche blenden, daß er sogar einen Aufsatz dara über an die Königl. Societät in London schickte, welcher auch in den Philos. Transact. gedruckt ist. Man wiederholte die Versuche und fand nicht das Mindeste, jedoch verfuhr man gegen einen Mann von Winklers Charakter behutsam, man that ihn um einige von ihm selbst präparirte Kugeln; er übersandte sie, und ob man gleich in einer eigenen Commission, worunter sich aber freylich der berühmte

Dr. Watson befand, alles that, was möglich war, so blieb dennoch am Ende alles nichts weiter, als Uebereilung und unmerkter Selbstbetrug bey dem sonst gelehrten und braven Winkler. Endlich stand noch ein Sgr. Fortunato Bianchini, den man ja nicht mit dem obigen Bianchi verwechseln muß, mitten in Venedig auf, wo der ganze Lärm entstanden war, und zeigte nicht allein einer ganzen Gesellschaft der verständigsten Männer, daß an der ganzen Sache nicht das Mindeste wahre sey, sondern auch, daß die andern Herren zu ihren Versuchen meistens ihre Bedienten, oder Bettler, oder sonst gefällige Schlucker gewählt hatten, die alles rochen und fühlten, was die Herrschaft und die Oberrerochen und gefühlt haben wollten. Und so etwas, wenn es nur die Herrschaft bloß im Innersten gewünscht zu haben glaubt, ihr dennoch sehr bald an den Ninen anzusehen, dazu hat selbst der Pöbel von Italien einen eigenen Sinn, und gar nun während einer viertelstündi-

gen Elektrifizirung, wo es ohne Erklärung und Aeußerungen von geheimen Wünschen zumahl unter unphilosophischen Beobachtern unmöglich abgehen kann! — Nach verdient die Steigerung der Entdeckung auf den Titeln der Bücher Aufmerksamkeit. Pivati's Brief hat noch den bescheidenen Titel: Dell' elettricità medica, Lettera del Sgr. P. F. Pivati al celebre Sgr. Franc. Maria Zanotti. Die franz. Uebersetzung aber: Lettre sur l'Electr. médicale, qui contient des expériences *singulières* d'Electricité, relatives à l'Electr. médicale et les *effais surpréans* d'une nouvelle methode d'administrer des remèdes par le moyen de l'El. etc. Surprenant werden sie freulich bis ans Ende der Geschichte der medicinischen Electricität immer bleiben, aber bloß weil sich zum Theil angesehene, rechtschaffene und selbst erfahrene Männer dadurch haben surpreniren lassen.

---

## Miscellen.

## a) Geschichte der Lichtpuße.

Nicht jedem unserer Leser wird es eingefallen seyn, wie viel Witß bey der Einrichtung unserer Lichtpußen angewendet worden ist. Vermuthlich war das große Universalinstrument, die menschliche Hand, die erste Lichtpuße, so wie sie der erste Prügel, die erste Wurfmaschine, der erste Griffel, die erste Rechenmaschine, das erste Trinkgeschirr, der erste Sonnensächer, das erste Tischbesteck, und etwas geballt, die erste kräftige Demonstration für Köpfe gewesen ist, in die sonst keine andere hinein wollte. Weil man sich aber die Finger verbrannte, so wurden wohl die Scheren zuerst gebraucht; das war aber gefährlich und roch, daher mußte die Schere eine ganz andere Einrichtung be-

Kommen. Die beyden Messer durften nicht mehr über einander hinglitschen, sondern die Ebene des einen Messers mußte senkrecht auf der des andern fortgeführt werden, so würde letzteres zugleich der Deckel eines Kastens, dessen eine Seite ersteres war. So waren die älteren Lichtpußen beschaffen. Da aber ein Paar so verbundene Messer nur sehr schlecht schneiden können, so gab man dem Deckel nach unten zu, eine größere Dicke, oder bog ihn um, und brachte so das Ganze der Schere näher. An einer Kerze ist aber mehr zu thun, als die unbrauchbare Kohle abzuschneiden, daher bekam die Lichtpuße die Spitze, um den Docht zuweilen zu spalten, zuweilen den zu sehr getheilten wieder zusammen zu spinnen. Wenn eine Schere sich auf dem Tische öffnet, so hat das selten viel auf sich; hingegen bey der Lichtpuße ist es von Wichtigkeit, die Kohle fällt heraus, beschmutzt das Zeug, und macht dem schönsten Gesicht einen häßlichen Schnurrbart, dieses ist jedoch noch das Geringste; wenn aber die letzte

Kohle noch fortglüht, so entzündet sich bey der Oeffnung oft der ganze Vorrath wieder, dieses verursacht nicht bloß einen unangenehmen, sondern auch einen der Gesundheit höchst nachtheiligen Geruch; man hat Beyspiele, wo dieser fettige Dunst in der Nähe eingeschnupft den plötzlichen Tod nach sich gezogen hat. Also hat der Mann kein geringes Verdienst, der der Lichtschere zuerst die Seele der Taschenuhren, die Stahlfeder einverleibte, wodurch sie sich nun von selbst fest zuschließen. So wie sie nun waren, lagen sie zu platt auf, es kostete schönen Händen oft viele Mühe, sie gut vom Tische aufzunehmen, es ging viel Zeit verloren, sie aufzufingern, daher gab man ihr die drey Füßchen, so liegen sie hohl, und selbst im heftigsten, politischen Disput bey der Boutaille findet und faßt man die Dehnen leicht. Allein die drey Füßchen machten zumahl auf den politischen Weintafeln der Engländer aus Mahagony-Holz verdrießliche Rüge, man brachte daher in die drey Füßchen, drey Friktions-Röllchen an,

wodurch man noch den besondern Vortheil erhalten hat, daß man sie einem Nachbar leicht zuschieben, oder zurollen kann. Wer hätte nun denken sollen, daß diesem Instrumente noch etwas zuzusetzen gewesen wäre, und doch hat es in den neuesten Zeiten noch einen Zusatz erhalten, der mit allen vorigen schier um den Rang streitet. Nämlich es ist, leider! nur allzu bekannt, daß, wenn die Lichtscheren etwas voll sind, und man das Licht schneutzen will, öfters der ganze Vorrath auf die Lichtflamme und die Kerze fällt, sich da entzündet, an der Kerze die sogenannten Diebe verursacht, brennend auf das Tischtuch rollt, da Löcher brennt, und weil in der Eile die Finger zum Löschen gebraucht werden, die Schnurbärte sehr vermehrt. Diesem Unheil hat man auf eine Weise vorgebeugt, die aber noch vielleicht eine Verbesserung zuläßt. Der Kasten der Lichtschere wird nämlich durch eine Zwischen-Wand in zwey gleiche Theile getheilt. Diese Zwischen-Wand ist beweglich, kann an einem reinlichen Knöpfchen

angefaßt, und ungefähr so herausgedreht werden, wie man die Taschenhohlgläser aus ihrem Futteral dreht. Hat man also das Licht gepußt, so bringt man die Zwischen-Wand aus dem Einschnitte heraus, dadurch fällt die Kohle in die untere Abtheilung, wird die Wand wieder hinein gebracht, so schneidet sich auch noch das ab, was etwa an der Klappe hängen geblieben seyn könnte, und fällt ebenfalls in die untere Abtheilung, so hat man eine reine Lichtschere. Wird die untere Kammer endlich voll, so muß alsdann alles rein gemacht werden.

---

b) Lawrence Earnshaw.

Was für eine seltsame Sache es um das Genie sey, wird folgende Geschichte denen unserer Leser sinnlich machen, die vergessen haben, was wir ehemals in diesem Taschenbuch, aus eigener Erfahrung, von einem sehr guten Schachspieler erzählten, der den Gebrauch der

Nepperischen Stäbchen schwer fand, und immer wieder vergaß. Doch war der eben erwähnte Fall nicht sehr sonderbar. Daß jemand Schach spielt, und die Züge so thut, wie der Hund seines Herrn Schnupstuch auf halbe Meilen unter Tausenden findet, ist begreiflich. Sie treiben es, vt apes Geometriam (wie die Biene Geometrie). Allein, daß ein Kopf, der von Natur mit einem großen Talent zu fast allen mechanischen Künsten ausgerüstet gewesen zu seyn scheint, Schwierigkeiten in einer einzigen findet, die sich sogar die Spitzbuben und Landstreicher zum Deckel für ihre Hauptgeschäfte aus dem Stegreif wählen, ich meine das Korbflechten, ist allerdings sonderbar. Die Geschichte leidet keinen Zweifel. Ich entlehne sie aus dem Gentleman's Magazine Vol. LVII. p. 1166. — Lawrence Carsshaw, ein außerordentliches mechanisches Genie und Freund des berühmten Brindley, dessen Name durch den Bau der Canäle des Herzog von Bridgeswater verewigt ist, war Kupferstecher,

Mabler, Vergolder, Glasmabler, Spiegelsbeleger, Grob Schmidt, Bleich Schmidt, Kupferschmidt und Gewehrfabrikant; er zeichnete Sonnenuhren und verfertigte sie; besserte Violinen aus, verfertigte Särge, reparirte und stimmte Claviere, bauete und reparirte Orgeln; machte und reparirte alle Art optischer Instrumente, las und verstand den Euclid. Dieser außerordentliche Mann war nicht im Stande, einen Korb zu flechten, ob er sich gleich sehr viel Mühe beschwigen gab. Er lernte 7 Jahr den Tuchhandel, und stand 3 Jahr als Schneidergeselle aus. Er verstand die ganze Behandlung der Wolle vom Schafscheren an, durch Krempen, Spinnen, weben ic. durch, bis zum vollständigen Kleid hinaus, und die Kunst, die ihn eigentlich ernährte, und die er wohl am besten verstand, das Uhrmachen, lernte er in vier Wochen. — Aber einen schönen Korb konnte er nicht flechten, ob er sich gleich alle Mühe beschwigen gab!

c) Naturgeschichte der Stubenfliege.

Ich weiß nicht, ob es allen unsern Leserinnen und Lesern bekannt ist, daß es Naturforscher gegeben hat, die die gemeine Stubenfliege mit unter die wiederkäuenden Thiere mit gespaltene Klauen gezählt haben. Ob ihre Absicht dabey war, einem künfftigen Systematiker Anlaß zu geben, sie mit unter die Ochsen zu rechnen, oder vielleicht den Juden, sie ohne Gemissensbisse zu speisen, weiß ich nicht. Genug, es ist falsch befunden worden, und zwar von der sehr gelehrten Demoiselle Lemasson le Goltz. Diese hat mit bewundernswürdigem Fleiß dieses kleine Thier zergliedert, und nur einen einzigen Magen und auch sonst nichts gefunden, was irgend auf ein Wiederkauen schließen ließe. Vielmehr glaubt sie, daß der kleine Tropfen, den man zuweilen vor dem Rüssel der Fliegen sitzen sieht, und woraus man das Wiederkauen geschlossen hat, ein Saft sey, womit sie sich putzen, so wie die Wasservögel ihre Flügel öhlen. So

viel ist gewiß: kein Thier puzt sich so viel als die Stubenfliege. Alle Zeit, die ihnen Essen und Schlafen und die Sorge für Nachkommenschaft übrig läßt, wird auf Puzen verwendet, auch behauptet die Demoiselle Lemasson le Golst, daß sie sich so gern auf die Spiegel setzen, rühre bloß daher, weil sie ein Vergnügen darin fänden, sich zu beschauen. Was (mir wenigstens) diese Bemerkungen interessant macht, ist, daß jene Naturgeschichtschreiber in der Fliege ein Stück Rindvieh, hingegen diese Demoiselle eine Dame erblickt haben. Jedes nach seiner Art. Die Toleranz erfordert, jedem seine Stimme zu lassen. Es wäre hart oder wenigstens unartig, einer Dame zu wehren, zu sagen was sie will, und noch härter vielleicht dem, der da drischt, das Maul zu verbinden.

d) Ein sittsamer Gebrauch zu Coventry  
in Warwickshire.

Um die Mitte des 7ten Jahrhunderts  
herrschete Leofric Graf von Mercia, ein  
Mann von großer Gewalt und Ansehen,  
und eine der Hauptpersonen, die Eduard  
den Bekenner auf den Thron erhoben,  
eine Dame Namens Godiva, von großer  
Schönheit und Gottesfurcht, wie sich  
Dugdale ausdrückt, aus dessen Geschichte  
von Warwickshire wir dieses gezogen ha-  
ben. Diese Dame war eine große Gön-  
nerinn und Besizerinn der Stadt Co-  
ventry, die damals unter einem schweren  
Zoll leuzte. Sie bath daher ihren Ge-  
mahl öfters, wie die Worte heißen, um  
der Liebe Gottes und der heil. Jungfrau  
Maria willen, die gute Stadt doch von  
dieser Last zu befreien. Allein der Hr.  
Graf, mit dessen Interesse sich die Erfül-  
lung dieser Bitte schlecht vertragen hätte,  
that es nicht allein nicht, sondern bath  
sogar, man möchte ihn mit dieser Bitte  
fernerhin verschonen. Die Gräfin aber

ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern mit einer gewissen Hartnäckigkeit, die, wie der unerfahrene Chronikenschreiber zusetzt, allen Damen in gewissem Grad eigen seyn soll, bath sie immer wieder, bis endlich Leofric in der Hitze einmahl auffuhr, und sagte: Gut, ich will es thun, allein unter einer Bedingung, Sie müssen am hellen Tage mutternackend durch die ganze Stadt reiten. O ja, das will ich thun, sagte die Dame von großer Scham und Gottesfurcht, wenn Sie es nur zugeben wollen. Leofric, der noch immer nicht glaubte, daß die Frau Gräfinn so etwas thun könnte, gab es zu; Allein er irrte sich, Godeva ging hin und ritt fahelnackend am hellen Tage durch die Hauptstraße von Coventry, mit losem Haar, welches, wie an gemerkt wird, so groß gewesen seyn soll, daß es ihren ganzen Leib bedeckte, lief hierauf in voller Freude zum Grafen, der auch der Stadt die verlangte Zollfreiheit sogleich erteilte. Dieses war der Ursprung des sittsamen Gebrauchs; jetzt kommt der sittsame Gebrauch selbst. Noch bis auf

diesem Tag reitet alle Jahr an einem gewissen Tage, zum Gedächtniß jener großen That, ein Mädchen nackend durch die Hauptstraße von Coventry, die nicht klein ist, und speist hierauf in demselben leichten Habit mit dem Mayor der Stadt. Der Zulauf des Volks aus der Gegend ist nicht unglaublich, aber unermesslich, und die Nahrung, die dadurch der Stadt zuwächst, ist verimuthlich Ursache, warum man diesen Gebrauch noch nicht hat abstellen können, zu dessen Aufrechterhaltung es noch nie an jungen Schönen gefehlt haben soll. Wie manche arme Stadt könnte nicht durch einen solchen Gebrauch in Nahrung gesetzt werden, der sich ohne hin so vortreflich mit der neuesten Moral unserer schönen Geister verträgt!

---

e) Das Eselsfest.

Zum Gedächtniß der Flucht der Jungfrau Maria nach Egypten, suchte man im 13ten Jahrhundert ebenfalls ein junges

Mädchen, das schuſte in der Stadt auß, putzte es ſo prächtig als möglich, gab ihr ein niedliches Knäbchen in die Arme und ſetzte ſie ſo auf einen koſtbar aufgeſchirrten Eſel. In dieſem Aufzuge, unter Begleitung der ganzen Kleriker und einer Menge Volks, führte man den Eſel mit der Jungfrau in die Haupt-Kirche und ſtellte ihn neben den hohen Altar. Mit großem Pomp ward die Meſſe geleſen. Jenes Stück derſelben, nämlich der Eingang, das Kyrie, das Gloria, das Credo, wurde mit dem erbaulich = ſchnacklichen Refrain Hmhan, Hmhan geendigt. Schrie der Eſel ſelbſt den Refrain mit; deſto beſſer. Wenn die Ceremonie zu Ende war, ſo ſprach der Prieſter nicht den Segen, oder die gewöhnlichen Worte, ſondern er juchte drey-mahl wie ein Eſel, und das Volk, anſtatt ſein Amen anzustimmen, juchte wie der Prieſter. Zum Beſchluß wurde noch Seiner Herrlichkeit dem Eſel (Sire Asne) zu Ehren ein halb lateiniſches und halb franzzöſſiſches Lied angeſtimmt. Hier ſind die erſten Strophen:

Orientis partibus  
Aduentavit Asinus  
Pulcher et fortissimus  
Sarcinis aptissimus.

Hez, Sire Asne, carchantez  
Belle bouche rechignez,  
Vous aurez du foin assez  
Et de l'avoine a planter.

Wer das Lied, dem manches in den  
Musen-Almanachen und dem Almanac  
des Muses an Erfindung weicht, ganz les  
sen will, kann es in dem Wörterbuch des  
du Gange unter dem Artikel Festum im  
dritten Band S. 424 finden.

---

f) Etwas zur Geschichte des Leibes  
nach dem Tode bey verschiedenen  
Völkern.

Was bey den verschiedenen Nationen des Erdbodens aus dem Körper wird, bald nachdem ihn die Seele verlassen hat, ist nicht minder merkwürdig, als was nach den Mathematischen der Weltweisen und Priester derselben die Seele nach dieser Trennung befällt.

Wir und viele Völker begraben ihn, die wohlfeilste und zweckmäßigste Versorgung für Insländer. Rom verbrannte ihn mit vielen andern Nationen. Egypten machte seine Mambien. Auf der Insel Formosa oder Lavavon setzen die Einwohner ihre Todten auf ein erhabenes Gerüste in ihren Häusern, machen Feuer darunter, und dörren sie nach dem 9ten Tage wickeln sie sie in Matten, und legen sie auf ein noch höheres Gerüste, nachdem sie 3 Jahre gestanden haben, werden sie endlich begraben. Die Einwohner von Corea begraben sie ebenfalls erst nach dem

dritten Jahr. Die Indianer am Strom Dronoko lassen die Leichname ihrer Regenten faulen, und wenn das Fleisch verweset ist, zieren sie das Skelet mit Edelfensteinen, Gold und Federn, und hängen es in einer Hütte auf. Nach Aelians Bericht nähten die Colchier ihre Todten in rohe Ochsenhäute und hingen sie an Ketten auf. Apollonius Rhodius thut eben dieses Gebrauchs Erwähnung. Die Bewohner von Chili zwingen ihre Todten in die Lage eines Kindes in Mutterleibe, und setzen sie auf ein Gerüste von 6 Fuß aus. Ähnliche Gebräuche haben die Diabeiter. Die größte Mannigfaltigkeit beobachten die Verehrer des Dalai Lama. Die Art der Behandlung des Leichnams hängt von der Stunde des Tages ab, worin er von seiner Seele verlassen worden ist, und von dem Urtheil — der Priester. 1) Sie verbrennen die Körper ihrer Lamas, Rhans, Moions und überhaupt der Personen von Rang, mischen die Asche mit Weintraubensaft und schicken die Mixtur nach Tibet. 2) Sie bewahren ihn in einem Sarg.

den sie mit Steinen beschweren. 3) Sie tragen ihn auf die Spitzen der Berge, und geben ihn den Vögeln des Himmels Preis. 4) Sie traktiren eine Meute Hunde damit, schmeißen die Knochen ins Wasser, und geben den Kopf den Anverwandten zurück, die ihn ehrfurchtsvoll nach Hause tragen. 5) Begraben sie ihn wie wir. Die Samoeden stürzen den Leichnam unter einem Kessel, damit die Seele nicht erdrückt wird, wenn das Grab zusammen fällt.

g) Nachtrag von minder wichtigen  
Moden.

Die Patienten und Prinzessinnen haben es wohl nirgend besser als in Loango, einer Landschaft auf der westlichen Küste von Afrika. Die erstern nämlich dürfen, nach dem Abt Prohart, essen, was sie wollen, und die letzteren heirathen wen sie wollen, sollte auch ihre Neigung gleich auf einen verheyratheten Mann fallen; welches um

33

so viel merkwürdiger ist, als bey diesem Volk die Ehen sonst ganz unzertrennlich sind.

Paul Eber, der unter dem Nahmen Julius Apronius eine Reise durch einige der ersten Provinzen von Europa geschrieben hat, die sich des sonderbaren Swis ungeachtet mit Vergnügen liest, erzählt, daß er im Jahr 1769 auf der Wörie in London einen Mann mit Zähnen von Diamanten gesehen habe, die sich beym Sonnenschein gar vortreflich ausgenommen haben sollen. Da Diamanten auch unter gewissen Umständen bey Nacht leuchten, so ließe sich wohl zu einem Schmuck im Dunkeln nichts weiter hinzudenken, als die Johannis=Würmchen, die nach Hrn. Zwiss Bericht, die Spanischen Damen bey ihren Dämmerungs=Promenaden bereits in die Haare stecken.

Der Gebrauch das Haar zu bepudern ist sehr alt und allgemein. Schon die jüdischen Damen bepuderten sich ehemahls mit Goldstaub. Unseres weißen Puders

gedenket, wo wir nicht irren, zuerst l'Etoile in seinem Journal von 1593, indem er sagt, die Nonnen gingen in den Straßen mit gekräuseltem und weiß gepudertem Haar einher. Auf der Insel Anamocka sah Capt. Cook einen Mann, der sich einen weißen Staub in die Haare gestreut hatte. Sollte dieses, woran kaum zu zweifeln ist, ein vertheidigendes Pulver gegen gewisse Feinde des Kopfs gewesen seyn, so würde auch der Ursprung dieser unserer Zierden so verdächtig, als es bereits der Ursprung der langen Manschetten längst gewesen ist.

Auf den gesellschaftlichen Inseln des stillen Meers und in Diabete herrscht ein Gebrauch, der von den sanften Empfindungen jener Menschen zeugt. Personen von einerley und verschiedenem Geschlecht, die sich lieben, vertauschen ihre Nahmen: Ich nenne mich wie du, und du nennst dich wie ich. Aus diesem kleinen Zug werden Seelen von Empfindung ohne weitere Hinweisung fühlen und erkennen, was aus jenen Menschen werden könnte.

Ein veränderlicher Himmel scheint der Grund der Veränderlichkeit der Moden zu seyn. Paris wechselt monathlich seine Trachten, und wir mit ihm. Der Kamtschadale wechselt so wenig als der Perser. Charvin versichert, daß der Schnitt an dem Kleide Tamerlands, das man noch zeigt, von der gegenwärtigen Kleidung der Perser in nichts verschieden sey.

---

#### Nachricht für den Buchbinder.

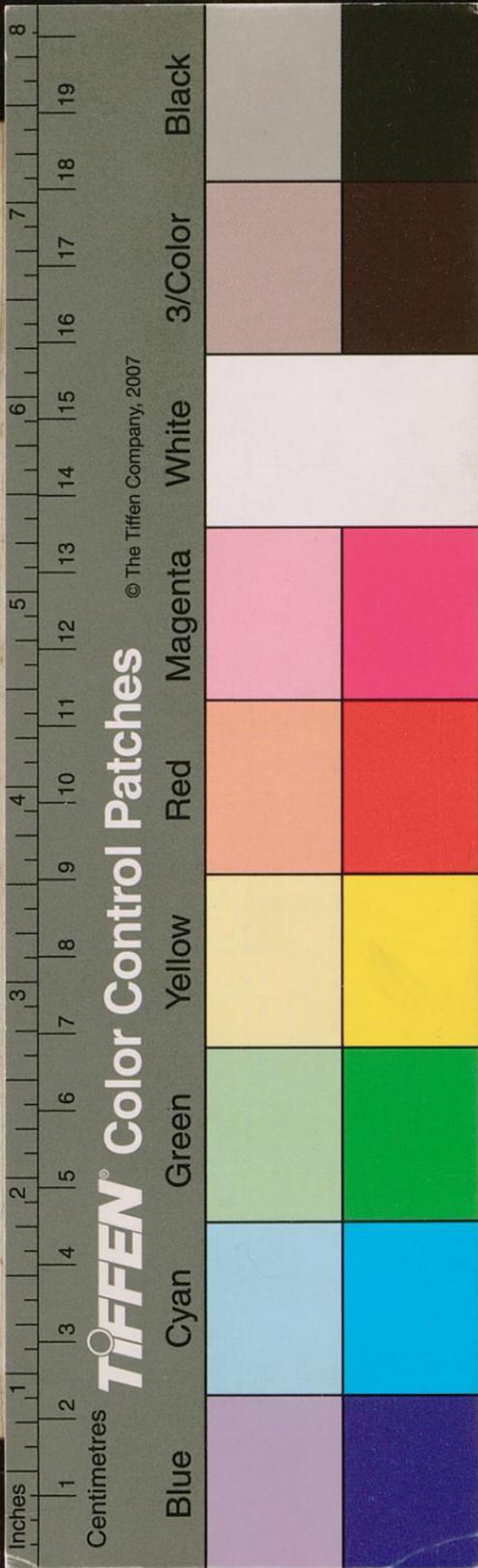
Capt. James Cook zu pag. 29.

Die beyden Platten der männlichen Bedienten zu pag. 160.

Die Platte der weiblichen, und die der Combdianten zu pag. 188.

William Crotch zu pag. 433.

---



at der  
 en zu  
 feine  
 Ramts  
 berfer.  
 it an  
 noch  
 eibung

ie der